

MARBURGER UniJournal

Wehrhaft gegen Viren

Experten geben Entwarnung.

Vorsicht vor Datenklau

Ein Informatiker weiß Rat.

Ende der Verdrängung

Die Justiz war braun.

Zettelkasten vorm Aus

Uni erhält neue Studierendenverwaltung.

Schüttle dich!

Studenten helfen Schülern.

Stolz der Uni

Promotionspreise verliehen.



Beim Denken zuschauen

Was ein Dichter wie Georg Büchner einst dachte, kann man aus zeitgenössischen Zeugnissen erschließen. Heute hingegen machen sich Hirnforscher in Marburg und anderswo daran, direkt in den Kopf zu blicken.

MODE BEGINNT BEI AHRENS

Marc O'Polo®

FUCHS SCHMITT

Joseph Ribkoff

TOMMY HILFIGER

LUISA CERANO

DRYKORN

AIRFIELD

comma

MARCCAIN

CLOSED

OPUS

MANGO

MAC



AHRENS VORTEILCARD

Ahrens-Card Inhaber sparen 5-fach

Mehr Infos unter: www.ahrens-marburg.de

Kaufhaus Ahrens AG
Universitätsstraße 14 – 22
35037 Marburg
Tel 0 64 21 2 98-0

Mo. – Fr. 9 – 19 Uhr
Sa. 9 – 18 Uhr

Ahrens

ahrens-marburg.de

LUISA CERANO



facebook.com/ahrens-marburg

Aus dem Inhalt

UniNews

- 2 An der Grenze:** Chemiker und Physiker aus Marburg arbeiten in neuem Verbund zusammen.
- 3 Zuse war gestern:** Das Hochschulrechenzentrum wurde 50.
- 4 Plus für Minus:** Chemiker verbessern Batterien.
- 6 Kein neues SARS:** Neues Virus lässt sich gut bekämpfen.
- 7 Islam im Dialog:** Orientzentrum begleitet Gespräche zwischen arabischen und deutschen Politikern.

UniForschung

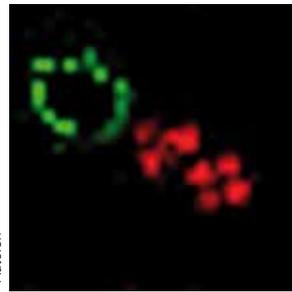
- 10 Schnitte ohne Messer**
Wie Psychotherapie wirkt, kann man sehen.
- 14 Beim Denken dabei**
Hirnforscher sprechen von Kultur, meinen aber Rasse.
- 20 Mithören leicht gemacht**
Viele Smartphone-Apps sind unsicher, erklärt Bernd Freisleben.
- 24 Punkrock für die Massen**
Nachwuchswissenschaftler forschen über Sprache und Nation.
- 26 Druckfrisch: Lehr-, Hand- und Arbeitsbücher**
Kristalle, E-Learning, Entwicklungsbiologie und mehr
- 28 Wie man Doktoranden betreut**
Gute wissenschaftliche Praxis: Die Ombudsmankolumne

UniForum

- 30 Kunst ohne Bindestrich**
Noch gähnt die Leere von den Wänden, aber der Direktor des Marburger Unimuseums plant schon für die Zeit nach der Sanierung. Bis dahin sieht er Kunstfreunde gefordert.
- 36 Die Kunst der Revolte**
Georg Büchner und seine Mitstreiter rangen um die richtige Wortwahl im „Hessischen Landboten“. In Marburg wurde die zweite Auflage des umstürzlerischen Flugblatts gedruckt.
- 40 Der Zettelkasten hat ausgedient**
Studieren ohne Papierkrieg? Ein „integriertes Campus-managementsystem“ solls in Marburg möglich machen: Uni-Vizepräsident Joachim Schachtner über den Stand der Dinge
- 44 Religion hautnah**
Zwischen Facebook und Muezzin: das Leben in Indonesien ist bunt, Religion scheint allgegenwärtig. Ein Reisebericht
- 46 Da ist Musik drin**
So cool kann Ehrenamt sein! Marburger Studierende helfen Haupt- und Realschülern dabei, sich zu orientieren.

UniLeute & UniBund

- 48 Bleibt haften:** Die Promotionspreisträger des Jahres 2012
- 51 Humboldt auf der Spur:** Stipendiaten forschen in Marburg.
- 52 Technik im Blick:** Der Unibund tagte.
- 53 Sinn fürs Bauen:** Das Unijournal befragte Dieter Bartetzko.
- 54 Glückwunsch!** Mark Münzel und Arbogast Schmitt feierten Geburtstag.
- 57 Gut angekommen:** Neu in Marburg
- 58 Leute, Leute!** Preise, Berufungen und mehr
- 59 Der Uni verbunden:** Werden Sie Mitglied im Unibund!
- 60 Schön begonnen:** Das biografische Rätsel
- 60 Impressum**



Autoren

- 6 Kein neues SARS**
Der Körper wehrt sich wirksam gegen Eindringlinge: Ein Protein hilft gegen neue Viren; die Abwehr gegen Erreger beginnt früher als gedacht.



Anna Schroll, „Hessen schafft Wissen“

- 10 Beim Denken dabei**
Wenn Mediziner heute ins Gehirn blicken, so brauchen Sie nicht den Kopf aufzuschneiden: Magnet-Resonanz-Tomografie zeigt auf sanfte Art, wie das Organ arbeitet.



Bildarchiv Foto Marburg

- 30 Kunst ohne Bindestrich**
Klee im Kunstbiotop: Die Schätze des Universitätsmuseums Marburg warten darauf, in sanierten Räumen präsentiert zu werden. Direktor Christoph Otterbeck hat viel vor und hofft auf Unterstützung.



Reinhold Eckstein

- 48 Bleibt haften**
Piraten und Pilze, Kanäle und eine legendäre Königin: Die Promotionspreisträger der Philipps-Universität verkörpern auch in diesem Jahr die ganze Vielfalt der akademischen Forschung.



Haushalt bereinigt

Die Philipps-Universität schreibt 2012 wieder schwarze Zahlen, nachdem sie 2011 ein Defizit in Höhe von 29,4 Millionen Euro ausgewiesen hatte. Das ergab eine externe Finanzanalyse des Beratungsunternehmens „Ernst und Young“. Bereinigt man das frühere Defizit um so genannte Einmaleffekte, bleibt den Beratern zufolge ein Minus von 7,2 Millionen Euro. Die Universität und das Hessische Wissenschaftsministerium prüfen nun unter anderem die Möglichkeit einer langfristigen, bedarfs- und funktionsgerechten Immobilienbewirtschaftung. Struktur und Leistung der Werkstätten und Sekretariate werden mit dem Ziel untersucht, verstärkt Synergieeffekte zu nutzen.

Das Erlebnis Uni

Denen werden wir's zeigen: Die Philipps-Universität und die Universitätsstadt Marburg planen gemeinsam ein Wissenschaftsfest am 15. November 2013 in und um das Zentrale Hörsaalgebäude und auf den Lahnbergen. Unter dem Titel „Campus Marburg“ bietet der Tag Themen aus der Forschung in prägnanter, suggestiver und mitreißender Form: Schauversuche, Mitmachexperimente, Exponate, spritzige Vorträge und mehr. Sie sind dabei? Kontakt zum städtischen Kulturamt: Fax 06421-201479, E-Mail: campus@marburg-stadt.de

Forschen an den Grenzen

Neuer Marburger Sonderforschungsbereich untersucht Binnenstruktur von Halbleitern.

Grenzflächen in Festkörpern stehen im Fokus eines neuen Forschungsverbunds von Physikern und Chemikern der Phi-

lipps-Universität. Sie haben große Bedeutung bei miniaturisierten Halbleitern, die etwa in elektronischen Schaltkreisen vorkom-

bauelemente aufweisen“, erläutert der Physiker Ulrich Höfer als Sprecher des Konsortiums. Die Bedeutung innerer Grenz-

Ulrich Höfer (rechts) inspiziert einen experimentellen Aufbau zur Laserspektroskopie von Siliziumgrenzflächen mit seiner Stellvertreterin Kerstin Volz und dem Uni-Vizepräsidenten Ulrich Koert, der als Chemiker an dem Verbund beteiligt ist.



lipps-Universität. Die „Deutsche Forschungsgemeinschaft“ fördert den Sonderforschungsbereich mit 8,7 Millionen Euro.

Grenzflächen sind Kontaktstellen zwischen verschiedenen

Materialien. Diese Halbleiter sind aus verschiedenen Elementen aufgebaut, ähnlich wie ein Schichtkuchen. „Die Grenzflächen bestimmen entscheidend, welche Eigenschaften solche Halbleiter-

flächen werde weiter zunehmen, wenn Verbundmaterialien die Eigenschaften von Metallen, klassischen Halbleitern und organischen Materialien verknüpfen, sagt Höfer voraus. >> js

Lehren, eine Kunst

Neuer Weiterbildungsstudiengang fördert kulturelle Bildung an Schulen.

Die Professionalisierung der kulturellen Bildung an Schulen steht im Fokus eines neuen Weiterbildungsstudiengangs an der Philipps-Universität, den diese zusammen mit der „ALTANA-Kulturstiftung“ initiiert hat. Bei dem Angebot mit dem Titel „Kulturelle Bildung an Schulen!“ geht es darum, Lehrkräfte dazu anzuregen, selbst künstlerische Erfahrungen zu machen und diese mit professionellem Wissen um Schulentwicklung und Projektmanagement zu verbinden. Der Fachbereich Erziehungswissenschaften der Phi-

lipps-Universität knüpft mit dem neuen Angebot an die bundesweiten Bemühungen um kulturelle Schulprofilentwicklung an.

Kooperation mit Künstlern

Der in den Instituten Schulpädagogik sowie Sportwissenschaft und Motologie verankerte Masterstudiengang mit einer Studierendauer von zwei Jahren soll im Wintersemester 2014/15 an den Start gehen. „In den Schulleitungsteams der Schulen fehlt in der Regel eine Person, die das Feld der kulturellen Bildung ver-

tritt, Prozesse an den Schulen steuert und gleichzeitig eigene Erfahrungen auf dem Gebiet der Ästhetik besitzt“, erklärt das Kernteam des Studiengangs, das außerdem die angestrebten Kooperationen zwischen den Lehrerkollegien und außerschulischen Partnern wie Museen, bildenden Künstlern, Theaterleuten oder Tänzern hervorhebt. Schirmherrin des in der Bundesrepublik einzigartigen Weiterbildungs Masters ist Susanne Klatten, Gesellschafterin der „ALTANA-Kulturstiftung“.

>> Andrea Hahn

Rechnen mit Zuse

Das Hochschulrechenzentrum feierte sein 50-jähriges Bestehen.

Begriffe wie Internet oder PC gab es noch nicht, als die Philipps-Universität am 12. Juni 1963 ihren ersten Zentralrechner in Betrieb nahm, eine gebrauchte „Zuse Z22“. Deren bescheidene technische Möglichkeiten boten Marburger Forschern einen Einstieg in die Simulationsrechnung. „Das Hochschulrechenzentrum ist in

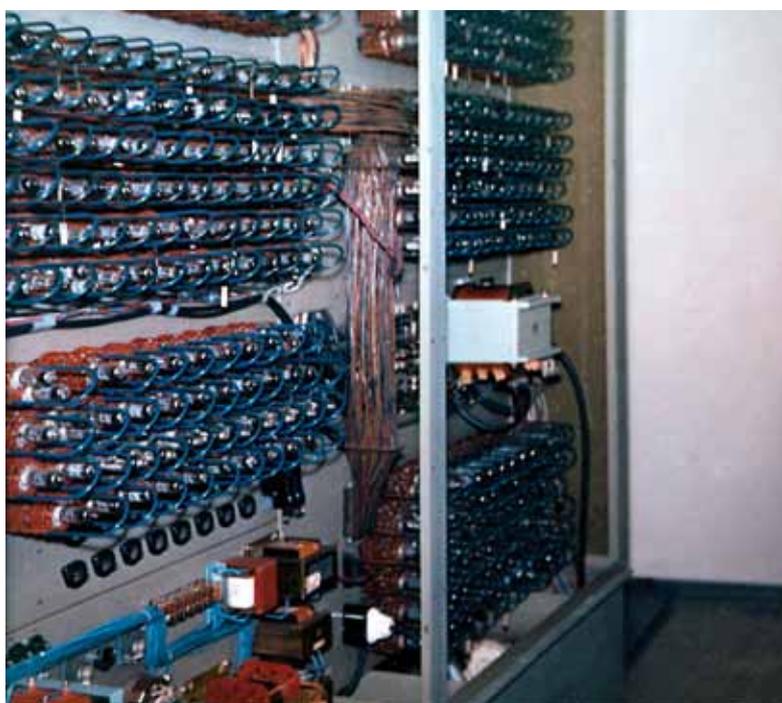
den rasanten technischen Veränderungen der vergangenen 50 Jahre eine Konstante geblieben – eine Konstante der Innovationskraft und Pionierarbeit bei neuen technischen Herausforderungen“, sagte Uni-Vizepräsident Joachim Schachtner bei der Feier zum 50-jährigen Bestehen der Einrichtung. Die Z22 schaffte nur wenige Rechenoperationen

pro Sekunde, zum Beispiel 15 Additionen oder Multiplikationen. Der aktuelle Hochleistungsrechner MaRC2 bewältigt in der gleichen Zeit etliche Billionen Rechenschritte.

Räumlich und organisatorisch entwickelte sich das Hochschulrechenzentrum (HRZ) stark weiter. Seit 1975 arbeitet es auf etwa 2.000 Quadratmetern Bürofläche auf den Lahnbergen. „Die stürmische Entwicklung begann in den Achtziger Jahren mit dem Auftauchen der PCs“, erinnerte sich Jürgen Radloff beim Festakt in der Aula der Marburger Alten Universität; Radloff war von 1966 bis 2005 Geschäftsführender Direktor des HRZ. Heute gibt es an der Uni über 10.000 Arbeitsplatzrechner und eine Vielzahl von Servern.

>> gn

Die „Zuse Z22“ war in den Jahren 1963 bis 1969 in Betrieb.



HRZ

Im Stupa sitzen

Die Studierenden an der Philipps-Universität haben Anfang Juli 2013 neue Vertretungen gewählt. Die Wahlbeteiligung lag bei knapp 23,1 Prozent. Für das Studierendenparlament (Stupa) ergab sich die folgende Sitzverteilung: JUSO-Hochschulgruppe: 8 Sitze (Stimmanteil 21,4 Prozent); Grüne/Bündnis 90: 7 (17,9); Ring christlich-demokratischer Studierender: 6 (16,1); Grüne Hochschulgruppe: 4 (11,9); Die Linke/Sozialistisch-demokratischer Studierendenverband: 2 (6,1); Sozialistische Einheitsparty Marburg: 2 (6,6); Liberale Hochschulgruppe: 2 (5,7), Demokratische Linke: 1 (4,4); Piraten: 1 (4,4); Gendertrouble: 1 (2,7); Hochschulgruppe Korporierter Studenten: 1 (2,6). Die gleichzeitig ermittelte Sitzverteilung für die Studierenden im akademischen Senat der Philipps-Universität blieb unverändert; die Wahlbeteiligung lag bei dieser Abstimmung bei 22,8 Prozent.



Gabriele Neumann

Deutsch-japanische Partnerschaft: Marburgs Unipräsidentin Katharina Krause und der Präsident der Universität Tenri besiegelten die fortgesetzte Kooperation.

Rechtgläubig in Asien

Universität Marburg baut ihre Kooperationen aus.

Die Philipps-Universität engagiert sich in China und Japan: Gemeinsam mit der Finanz- und Wirtschaftsuniversität im chinesischen Nanjing gründet sie ein Institut für europäisch-chinesische Rechtsvergleichung, für die der chinesische Partner Räumlichkeiten zur Verfügung stellt. Als Geschäftsführerin amtiert Li Lili, die in Marburg promo-

viert wurde. Das Institut soll Gastvorlesungen, Symposien, Publikationen und Exkursionen sowie den Austausch von Studierenden organisieren. „Derzeit wird unter Marburger Federführung eine Einführung ins deutsche Recht erarbeitet“, berichtet der Jurist Hans-Detlef Horn von der Philipps-Universität.

Außerdem hat die Marburger Universität ihren Kooperationsvertrag mit der japanischen Universität Tenri verlängert. Er besteht seit 1996 auf den Gebieten Evangelische Theologie und Religionswissenschaft. >> gn

Plus für den Minuspol

Chemiker fanden Ersatz für Graphitelektroden in Batterien.

Energiespeichern leicht gemacht: Wind und Sonne sind nicht immer und überall gleich gut verfügbar. Will man die Stromversorgung auf regenerative Energiequellen umstellen, so ist es umso wichtiger, die erzeugte Energie speichern zu können, etwa mithilfe von Lithium-Ionen-Akkumulatoren. Wie lange solche Akkus Strom liefern, hängt davon ab, wieviel Ladung ihre Anode, also der Minuspol, aufnehmen kann.

Der Marburger Chemikerin Stefanie Dehnen und Kollegen ist es gelungen, zwei salzartige Lithiumverbindungen zu synthetisieren, die sich als Anodenmaterial eignen. Auf diese Weise lässt sich die Ladekapazität der Batterien erhöhen. >> js

Quelle: Thomas Kaib & al., Adv. Functional Materials 2013

unten: Stefanie Dehnen (Mitte) mit Team; rechts: Karl Martin Klein

Ohnmacht der Gene

Neurologen identifizierten Erbgang für Kreislaufkollapse.

Wer oft in Ohnmacht fällt, hat hierzu nicht selten eine Veranlagung von den Eltern geerbt. „Meist spielen dabei mehrere Gene zusammen mit Umweltfaktoren eine Rolle“, erläutert Karl Martin Klein von der Philipps-Universität – in manchen Fällen reiche jedoch ein einziges Gen aus. Eine deutsch-australische Forschergruppe unter Kleins Beteiligung fand heraus, wo dieses Gen sitzt.

Kreislaufzusammenbrüche

sind alles andere als selten: Jeder Vierte erleidet mindestens einmal im Leben einen solchen Anfall. Die Autoren untersuchten in fünf betroffenen Familien das Genom mit molekulargenetischen Methoden. In der größten dieser Familien lässt sich die Anlage auf einen bestimmten Chromosomenabschnitt zurückführen. >> js

Quelle: Karl M. Klein & al., Neurology 16/80 (2013), 1485ff



Portrait: Christian Stein; Gruppe: Stefan Mitzinger



Gut fürs Lernen. Und alles andere.

Ein Mac ist leistungsstark, zuverlässig und benutzerfreundlich. Und damit perfekt fürs Studium. Komm bei adam Soft vorbei und starte gut vorbereitet ins Semester.

Bei uns die unschlagbaren Apple-on-Campus-Preise*: MacBook Pro 13" ab 1050,-

adam Soft demnächst auch in Gießen.



*) Gültig für Studenten an einer Universität, zugelassene Studienanfänger, Eltern, die für einen Studenten einkaufen, sowie Hochschul- und Fachbereichsmitarbeiter. Gültig für Mac, MacBook Pro, MacBook Air, Mac Mini und Mac Pro.

Komm zu adam Soft.
Die Apple Experten in deiner Nähe.

www.adam-soft.de | Telefon (0551) 500 96-0 | E-Mail goettingen@adam-soft.de | Raseweg 4, 37124 Rosdorf bei Göttingen

adamSoft
Ihr Technologiepartner



„Synmikro“ erschließt Vielfalt

Marburger „LOEWE“-Zentrum richtete Fachtagung aus.

Mikroorganismen haben sich im Laufe der Evolution jeden möglichen Lebensraum erschlossen und dabei eine Vielfalt katalytischer Eigenschaften entwickelt. Wie sich dieses Potenzial mit Hilfe moderner Technologien und synthetischer Ansätze noch besser als bisher nutzen lässt, war Thema des dritten Kongresses des „LOEWE“-Zentrums „Synthetische Mikrobiologie“, der im Frühjahr an der Philipps-Universität stattfand. Über 350 Teilnehmer folgten den Vorträgen, die den Weg „Von biologischer Diversität zu mikrobiellen Zellfabriken“ beschrieben, so der Titel der Tagung.

>> Vera Bettenworth (Synmikro)

Verstärkung für „Synmikro“: Gleich vier neue Mitglieder des Marburger Zentrums für Synthetische Mikrobiologie kamen im vergangenen Jahr nach Marburg und stellten sich mit ihren Antrittsvorlesungen vor (von links unten im Uhrzeigersinn): Anke Becker, Peter Graumann, Gert Bange und Torsten Waldminghaus.



Rolf Klamborg

Zusammenströmen

Exzellente – mit diesem Urteil bedachte die Deutsche Forschungsgemeinschaft die erste Phase der Forschergruppe FOR1182 „Turbulenz“, an der die Marburger Arbeitsgruppe von Bruno Eckhardt beteiligt ist. Das Konsortium erhält für eine zweite Phase rund zwei Millionen Euro. Die Gruppe strebt an, Strömungsturbulenzen in Experimenten und Computersimulationen besser zu erforschen. Während der ersten Förderphase verglichen die Wissenschaftler drei Einzelströmungsarten, die bisher meist getrennt betrachtet worden waren.



Industrielle Biotechnologie

CIB Frankfurt – Kooperationspartner des SynMikro Zentrums für Synthetische Mikrobiologie und der Uni Marburg. Ein LOEWE Projekt.

 synmikro



Exzellente Forschung für Hessens Zukunft

CIB Frankfurt

- Gewinner des BMBF-Wettbewerbs „BioIndustrie 2021“
- Industrielle Biotechnologie für die Fein- und Spezialchemie

CIB Partnering

- Vernetzung von Wissenschaft und Wirtschaft
- Aufbau strategischer Allianzen
- Vermittlung in Förderprogramme

CIB Invest

- Investorennetzwerk für die Unternehmen der Industriellen Biotechnologie
- Sicherung der Wachstumsfinanzierung
- Unterstützung von Gründungen

Kontakt

Hessen Trade & Invest GmbH
Konradinerallee 9, 65189 Wiesbaden
Telefon +49 (0) 611 95017-8312



CIB Frankfurt

Cluster Integrierte Bioindustrie (CIB) Frankfurt

www.cib-frankfurt.de

managed by:



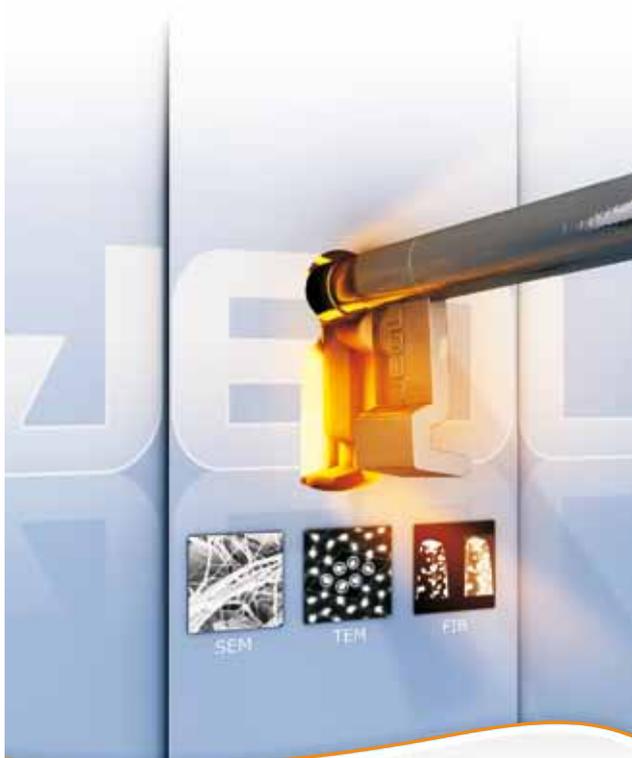
Studierende beobachten Islamistenprozess

Der Dschihad vor Gericht: Angehende Juristen aus Marburg beobachten im Rahmen ihres Studiums den Prozess gegen den mutmaßlichen Al Quaida-Unterstützer Emrah E. vor dem Staatsschutzsenat des Oberlandesgerichts Frankfurt am Main. Die Studierenden nehmen am Monitoring-Programm des Forschungs- und Dokumentationszentrums Kriegsverbrecherprozesse der Philipps-

Universität teil. Wie der Marburger Jurist und Leiter des Monitoring-Programms Christoph Safferling erklärt, bedeutet die Vorfeldkriminalisierung eine echte Herausforderung für Strafrecht und Strafprozessrecht, weshalb die Beweiserhebung und die rechtliche Würdigung durch das Gericht besonders aufmerksam von den Studierenden verfolgt werden.

>> gn

Let us show you the secrets of microscopy



www.jeol.de

JEOL
Solutions for Innovation

JEOL (Germany) GmbH · Oskar-v.-Miller-Straße 1A · D-85386 Eching
Tel.: +49 (0)8165 77-346 · Fax: +49 (0)8165 77-512 · E-Mail: info@jeol.de

Es droht kein SARS

Neues Coronavirus: Virologen geben Entwarnung.

Ein neuentdecktes Coronavirus befällt die Zellen der menschlichen Atemwege ebenso effektiv wie das SARS-Virus und schaltet die körpereigene Abwehr aus, ist aber deutlich empfindlicher gegenüber der Verabreichung des Wirkstoffs Interferon, der das Immunsystem anregt. Das berichtet ein Forscherteam unter Marburger Federführung im „Journal of Virology“.

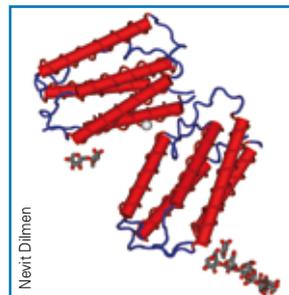
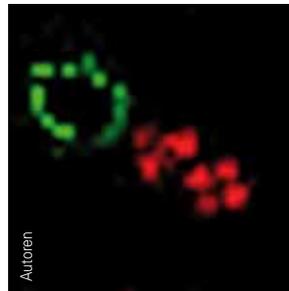
Im vergangenen Herbst isolierten Virologen am Erasmus Medical Center (EMC) in Rotterdam ein neues Coronavirus, das zu akuten Atemwegserkrankungen führt, verbunden mit Nierenversagen. „Das neue Humane Coronavirus EMC ist eng mit dem SARS-Virus verwandt, das vor zehn Jahren 8.000 Personen infizierte, von denen 800 starben“, berichten der Marburger Virologe Friedemann Weber und seine Ko-Autoren. Sie konn-

ten nachweisen, dass beide Viren sich in Zellen eines Typs vermehren können, der die Bronchien auskleidet.

Jedoch hat die Verabreichung von Interferon einen deutlich stärkeren antiviralen Effekt auf das neue Coronavirus als auf das SARS-Virus, das weitgehend unempfindlich gegenüber dem Wirkstoff ist. „Das gegenwärtige Isolat hat also kaum das epidemische Potenzial von SARS“, konstatiert Weber. Die Forscher vermuten, dass das SARS-Virus die antivirale Wirkung von Interferon aktiv dämpft: Möglicherweise verhindert es den Transport eines Signalmoleküls in den Zellkern, so dass es Interferon dort nicht anzuschalten vermag.

>> Johannes Scholten

Quelle: Florian Ziebeck & al., *Journal of Virology* 87 (8), 2013



Jürgen Brandel, Uniklinikum Freiburg

Wehrhaft gegen Viren: Der Wirkstoff Interferon-beta (Schemadarstellung links unten) dämpft Coronaviren ein, wie Friedemann Weber vom Marburger Institut für Virologie herausfand (rechts).

Die Abwehr des Körpers gegen Viren beginnt früher als gedacht, berichtet Weber in einer weiteren Publikation: Die Wissenschaftler konnten sichtbar machen, an welcher Stelle das angeborene Immunsystem den Fremdkörper angreift (links oben): Die Helicase RIG-I (rot) packt ein Virus wie einen Stier am Nasenring, und zwar unmittelbar, nachdem der Erreger in die Zelle eingedrungen ist. Um das herauszufinden, nutzten die Forscher Virenstämme mit unterschiedlichen Eigenschaften. So konnten sie jeweils genau einen Aspekt der Immunabwehr isoliert betrachten.

Quelle: Michaela Weber & al., *Cell Host & Microbe*, 13 (3)/2013, 336-346

Im Dialog mit dem Islam

Marburger Wissenschaftler begleiten Gespräche zwischen Ost und West

Ein konstruktiver Austausch mit gemäßigten Islamisten aus dem arabischen Raum – dieses Ziel verfolgt ein aktuelles Forschungsprojekt am Centrum für Nah- und Mitteloststudien der Philipps-Universität. Der Marburger Politologe Rachid Ouaisa sowie seine Mitarbeiter Julius Dihstelhoff und Ivesa Lübben schlagen durch das „Dialogforum mit moderaten islamistischen Akteuren“ eine Brücke zwischen Grundlagenforschung und Politikberatung. Das Auswärtige Amt stellt hierfür etwa 265.000 Euro zur Verfügung.

„Unter moderaten Islamisten verstehen wir Parteien, die Gewalt als Handlungsoption ablehnen und demokratische Rechtsstaatsprinzipien anerkennen“, erläutert das Wissenschaftler-

Orientforschung aus erster Hand: Politologe Rachid Ouaisa (rechts) verschaffte Marburgs Unipräsidentin Katharina Krause (links) einen Einblick in das Konzept der neuen Online-Zeitschrift, die das Centrum für Nah- und Mitteloststudien der Philipps-Universität veröffentlicht: „Middle East – Topics & Arguments“ erscheint zweimal im Jahr und ist kostenlos im Internet zu lesen. Die erste Nummer vom Mai 2013 behandelt das Schwerpunktthema „The Intellectual“. Die Deutsche Forschungsgemeinschaft fördert das Projekt bis 2015 mit rund 10.000 Euro.

Alexa Barthelmus



team. Nach dem sogenannten „Arabischen Frühling“ stellen mittlerweile einige dieser Parteien Regierungen in der Region.

Die geplanten Gesprächsrunden

orientieren sich an den politischen Aufgaben, vor denen die Transformationsländer stehen: Rechtsstaat, Wirtschaft und Soziale Entwicklung. Die Foren

berücksichtigen die Perspektiven der islamistischen Parteien ebenso wie die Ziele ihrer deutschen Gesprächspartner aus Politik und Wirtschaft. >> si

Anna-Lena Hermann,
Kundenberaterin



„Was ich meinen Kunden biete?
Kompetenz, Zeit und gute Beratung.“

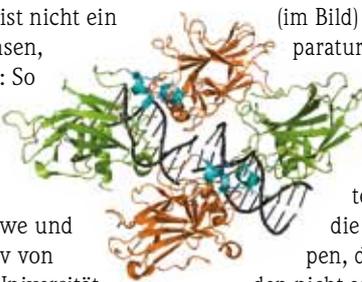
Wir sind GUT. Überzeugen Sie sich.



Für alle Fälle

Vielseitigkeit verspricht Erfolg in der Tumorthherapie.

Gegen Krebs ist nicht ein Kraut gewachsen, sondern viele: So lässt sich zusammenfassen, was Mediziner um Thorsten Stiewe und Oleg Timofeev von der Philipps-Universität herausgefunden haben. Die Forscher untersuchten, wie ein wichtiges Protein wirkt, das normalerweise Krebs verhindert: Das Molekül nutzt verschiedene Mechanismen, um vor den unterschiedlichen Krebsarten zu schützen. „Mehr als 50 Prozent aller Krebspatienten tragen Mutationen im Gen p53 oder Genen, die p53 beeinflussen“, erläutert Stiewe. Zum einen fördert p53



(im Bild) die zelleigene Reparatur der Erbsubstanz DNA, wodurch Schädigungen beseitigt werden. Das Protein kann aber auch die Zellteilung stoppen, damit DNA-Schäden nicht an Tochterzellen weitergegeben werden. Falls das Erbgut extrem geschädigt ist, aktiviert p53 sogar ein zelleigenes Selbstmordprogramm. „Die zellschützenden und zelltötenden Funktionen von p53 bewahren den Träger vor unterschiedlichen Krebsformen“, folgert Stiewe aus den aktuellen Ergebnissen.

>> Johannes Scholten

Quelle: Oleg Timofeev & al., Cell Reports 3/2013

Kurz und gut Nachrichten aus der Forschung

Süßes aus Abfall: Der Marburger Physiker Peter Lenz untersucht zusammen mit europäischen Partnern, wie sich die Zuckergewinnung aus Biomasse verbessern lässt; der Zucker kann als Ausgangsstoff für Bioethanol dienen. Die Wissenschaftler planen, eine genetische Plattformtechnologie zu entwickeln, die das Zusammenspiel der beteiligten Enzyme optimiert. Das Team erhält für sein Vorhaben 1,5 Millionen Euro vom Bundesforschungsministerium und Europäischen Partnerorganisationen.

Schluss mit dem Fasten: Die vielzellige Rotalge Irisch Moos zeichnet sich durch ein ungewöhnlich kompaktes Genom aus – das hat ein internationaler Forschungsverbund unter Marburger Beteiligung herausgefunden, der die Genomsequenz der Alge ermittelte. Die Schwestergruppe aller grünen Pflanzen hat im Laufe der Stammesgeschichte ihr Erbgut stark reduziert, vermuten der Zellbiologe Stefan Rensing von der Philipps-Universität und Kollegen. (Quelle: PNAS)

Aufsteiger sind spendabel: Ein Team um den Geografen Martin Franz von der Philipps-Universität analysiert Investitionen, die Unternehmen aus aufstrebenden Volkswirtschaften in der Bundesrepublik tätigen, insbesondere aus den „BRIC“-Staaten Brasilien, Russland, Indien und China. Das neue Forschungsprojekt widmet sich den Zielen und Strategien der Unternehmen, ihrer Einstellung zu Genderaspekten, zu den Rechten der Beschäftigten sowie der Beschäftigungsrelevanz der Investitionen. Die Hans-Böckler-Stiftung unterstützt das Vorhaben mit knapp 250.000 Euro.

Zellkern an der Kette: Pharmakologen der Philipps-Universität haben entdeckt, dass das Protein Aktin auch im Zellkern Gerüste bilden kann. Das Team um Robert Grosse setzte Methoden der synthetischen Biologie ein, um die These zu widerlegen, das Molekül liege im Kern nur in vereinzelter Form vor. (Science)

Im Netz: Der Marburger Nachwuchsgruppenleiter Peter Kolb leitet ein neues europäisches Forschungsnetzwerk, das eine pharmakologisch bedeutende Proteinklasse untersucht: G Protein-gekoppelte Rezeptoren haben unter anderem Bedeutung für Entzündungen, die Verarbeitung von Sinnesreizen sowie die Wirkung von Hormonen. Die Europäische Union stellt für das Projekt mehr als 550.000 zur Verfügung.

Gezielt gegen Krebs

Merck Serono geht neue Wege

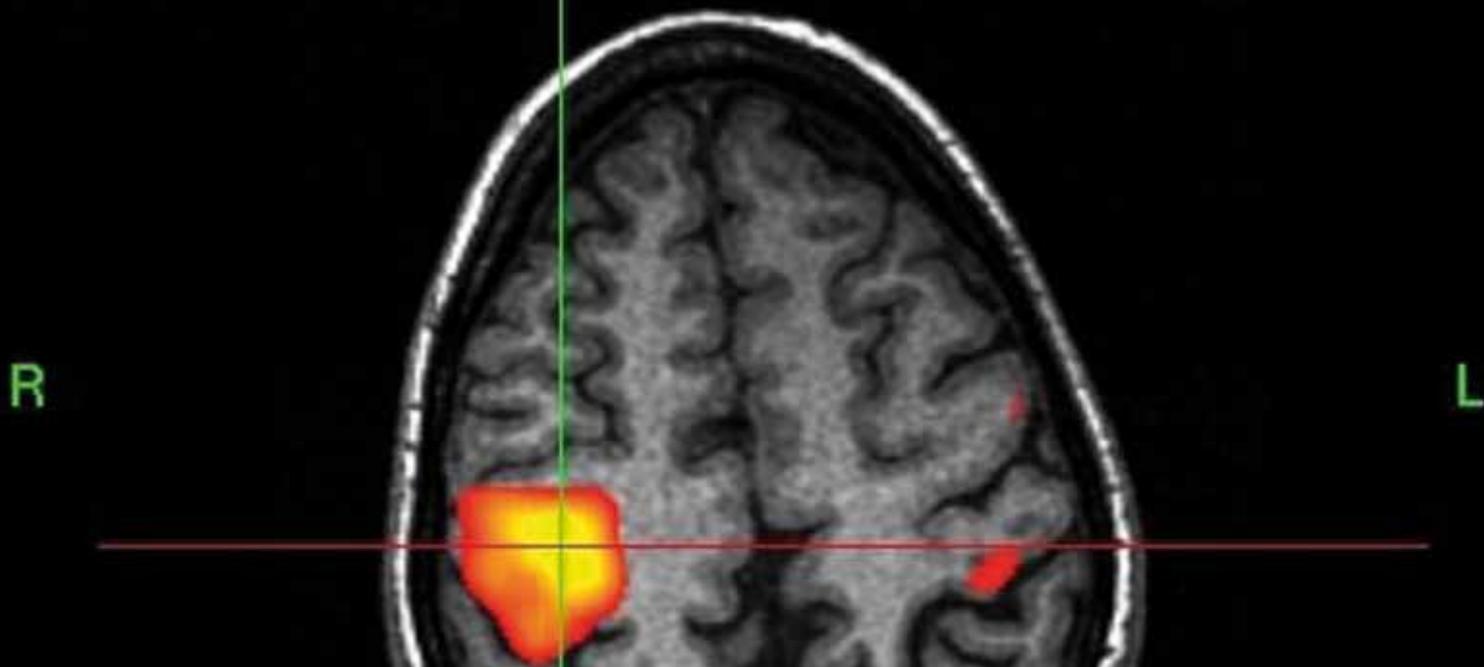
Weitere Informationen unter
www.onkologiekpartner.de

Merck Serono Oncology | *Combination is key™*

 Merck Serono

Merck Serono ist eine
Sparte von Merck

 MERCK



Schnitte ohne Messer



Wenn Wissenschaftler heute ins Gehirn blicken, so müssen sie nicht den Kopf aufschneiden: Magnet-Resonanz-Tomografen zeigen auf sanfte Art, wie das Organ arbeitet. Auch die Marburger Unipsychiatrie forscht mit solch einer Röhre.

Gut 200 Jahre ist es her, dass in Leipzig der weltweit erste Lehrstuhl für psychische Therapie besetzt wurde. Der Auftrag an seinen Inhaber, Johann Christian August Heinroth, lautete, die Erforschung und Behandlung der Seelenkrankheiten zu kultivieren. Heinroth und Kollegen leisteten ganze Arbeit. Heute, 200 Jahre später, sind etliche Störungen der Psyche detailliert beschrieben, das Wissen über ihre Ursachen wächst stetig. Für viele psychische Erkrankungen konnten in diesen 200 Jahren auch wirksame Therapien entwickelt werden.

Indes – was genau an diesen Therapien wirksam ist, was genau eine erfolgreiche Behandlung im Patienten verändert, ist noch weitgehend unbekannt. Man ist froh, wenn es den Patienten nach der Therapie besser geht. Ein Beinbruch ist geheilt, wenn die Knochen zusammengewachsen sind. Aber wie kann man eine erfolgreiche Psychotherapie belegen? Ein handfester Nachweis statt diffuser Befindlichkeitsauskünfte: Das wäre doch schön.

Tilo Kircher und seine Mitarbeiter an der Abteilung für Psychiatrie und Psychotherapie der Philipps-Universität suchen nach diesem Nachweis – auf der handfestesten Ebene, die man bei psychischen Erkrankungen zur Verfügung hat: dem Gehirn. „Wir wollen herausfinden, ob sich durch Psychotherapie plastische Veränderungen im Gehirn zeigen“, erläutert Kircher,

„ob sich da etwas sichtbar im Gehirn verändert.“ Kann man die Effekte einer Psychotherapie im Gehirn sichtbar machen? Man kann, soviel sei schon mal verraten.

Dank moderner bildgebender Verfahren lässt sich die Suche nach solchen Veränderungen heutzutage minimal-invasiv betreiben – es braucht dafür keine Operation, keine Röntgenstrahlung, keine Kontrastmittel. Die funktionelle Magnet-Resonanz-Tomografie (fMRT) macht es möglich. Mit ihr lässt sich, grob vereinfacht ausgedrückt, abbilden, wie aktiv bestimmte Hirnregionen zu bestimmten Zeitpunkten sind.

So konnten Kircher und Kollegen jüngst tatsächlich nachweisen, dass Psychotherapie Vorgänge im Gehirn sichtbar verändert. Die Wissenschaftler analysierten für die bis dato weltweit größte Studie zu den Effekten von Psychotherapie aufs Gehirn die Daten von 42 Patienten, die unter Panikstörung leiden und an einer umfangreichen Therapiestudie teilnahmen.

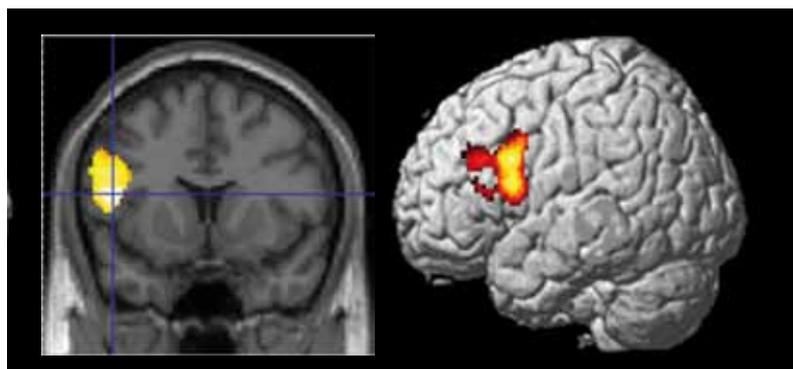
Die Hauptmerkmale einer Panikstörung sind anfallartige Symptome wie Herzrasen oder Schwitzen, verbunden mit panischer Angst, dem Gedanken, sterben zu müssen oder in Ohnmacht zu fallen. Betroffene vermeiden Orte oder Tätigkeiten, bei denen sie eine Panikattacke befürchten, und haben deshalb häufig große Schwierigkeiten, ihren Alltag zu bewältigen. Etwa vier Prozent aller Menschen in Deutschland entwickeln im

Laufe ihres Lebens eine solche Störung. Häufig bilden sie zusätzlich zu den Angstanfällen depressive Symptome oder diffuse körperliche Beschwerden ohne organische Ursache aus.

Die Behandlung besteht meist in kognitiver Verhaltenstherapie. Dabei wird vor allem gelernt, die als lebensbedrohlich empfundenen körperlichen Symptome und angstauslösenden Gedanken neu zu interpretieren. Wir wissen, dass diese Therapien wirken. Aber wie? Was verändern sie beim Patienten? Solchen Fragen geht seit dem Jahr 2006 der Forschungsverband „PANIC-NET“ nach, finanziert vom Bundesforschungsministerium. Unter Federführung des Psychiatrieprofessors Volker Arolt von der Universität München arbeiten acht universitäre

Zentren daran, die neurobiologischen Grundlagen der Panikstörung näher zu ergründen und psychotherapeutische Behandlungen zu optimieren. Mit dabei: Die Philipps-Universität.

Für die ersten Teilstudien wurden insgesamt 360 Patienten mit Panikstörung in eine Therapiestudie aufgenommen, in deren Rahmen jeder Betroffene eine kognitive Verhaltenstherapie absolvierte und an verschiedenen Experimenten teilnahm. Jedes Zentrum des Netzwerks betrachtete dabei einen anderen Teilaspekt der Krankheit. Die Marburger Wissenschaftler um Kircher und den Psychologen Benjamin Straube haben es übernommen, mit Hilfe der funktionalen Magnet-Resonanz-Tomografie die neuronalen Korrelate der Panik und



AG Kircher

Verlernte Furcht: Die gelb-roten Farbabstufungen im linken Frontallappen veranschaulichen, wie sich die Hirnreaktion auf einen dargebotenen Reiz verändert, wenn der Patient eine Psychotherapie durchläuft – die Behandlung wirkt, wie das fMRT-Bild zeigt.



Anna Schroll, „Hessen schafft Wissen“

links: Schichtbilder des Gehirns mit aktiven Regionen (farbig)
rechts: Der Marburger 3 Tesla MR-Kernspintomograph in voller Aktion.

ihrer Therapie zu untersuchen – also diejenigen Hirnbereiche, die an einer Panikattacke beteiligt sind. Dabei interessierten sich die Forscher vor allem dafür, ob sich durch Psychotherapie sichtbar etwas im Gehirn verändert. Sie nutzten die Studie aber gleichzeitig, um mehr darüber zu erfahren, wie Panikpatienten ihre Angst erlernen.

Die 42 untersuchten Patienten nahmen deshalb vor und nach ihrer Psychotherapie an einem Experiment teil. Wenn die Psychotherapie nachhaltig wirkt, so die Idee hinter dem experimentellen Aufbau, sollte sie nicht nur den Umgang der Patienten mit bekannten Angstauslösern verbessern; die Be-

handlung sollte vielmehr beeinflussen, ob auf bestimmte Reize mit Panik reagiert wird.

Die Versuchspersonen lagen während des gesamten Experiments in der Röhre des Kernspintomografen. Straube erläutert: „Sie haben einen Kopfhörer auf und einen Taster in der

Der Psychiater will seelischen Erkrankungen etwas von dem Mysteriösen nehmen, das ihnen anhaftet.

Hand. Ein Spiegel sorgt dafür, dass die Teilnehmer auf den Bildschirm gucken können, auf dem experimentelle Aufgaben

gezeigt werden.“ Während sie diese Aufgaben mit dem Taster bearbeiteten, wurden mit Hilfe des Scanners Daten abgeleitet, die darüber Aufschluss geben, welche Hirnareale während des Lernens und Verlernens von Angstreaktionen aktiv sind. Zum Vergleich lösten auch 42

gesunde Männer und Frauen einer Kontrollgruppe dieselben Aufgaben, so dass Besonderheiten von Patienten mit Panikstörun-

gen aufgezeigt werden konnten.

Nun also: Wie lernt ein Panikpatient, auf bestimmte Reize mit Angstsymptomen zu reagieren? Um das herauszufinden, verwendeten die Wissenschaftler ein klassisches Konditionierungsverfahren. Die Versuchsteilnehmer lernten zunächst, zwei voneinander unabhängige Reize miteinander zu koppeln – wie der Pavlovsche Hund, dem mit einem Glockenton signalisiert wird, dass er gleich etwas zu Fressen bekommt. Bei den Panikpatienten folgte auf das Bild einer gelben Kugel ein unangenehm lauter Ton. Glücklicherweise jedoch nur für wenige Minuten – kurz danach wurde diese Lernerfahrung bereits

Ganz vorsichtig

Wie Magnet-Resonanz-Tomografie funktioniert

Kugelschreiber müssen draußen bleiben – ebenso wie alles andere, was auch nur minimal magnetisch sein könnte. Der wichtigste Bestandteil des Magnet-Resonanz-Tomografen der Marburger Abteilung für Psychiatrie ist nämlich eine riesige, in Helium gelagerte magnetische Spule.

Den Riesenmagneten braucht man, um das Signal zu produzieren, mit dessen Hilfe sich abbilden lässt, wie aktiv bestimmte Hirnregionen zu bestimmten Zeitpunkten sind. Mithilfe zusätzlicher Magnetfelder kann man die genaue Herkunft des Hochfrequenzsignals verorten.

Das MRT erzeugt kein Bild wie etwa mit einer optischen Kamera. Stattdessen wird aus dem gemessenen Signal ein Bild berechnet, mit Hilfe von Kontrasten, Differenzen, komplexen mathematischen Modellen. „Es lässt sich nicht wirklich mit einfachen Worten erklären“, sagt Jens Sommer, Physiker am Schwerpunkt „Brain

Imaging“. Versuchen wir es dennoch.

Hirnareale, die gerade benutzt werden, brauchen mehr Sauerstoff als Areale im Ruhezustand. Aktive Regionen sind daher stärker durchblutet und sauerstoffreicher.

„Indirektes Maß“

Der Sauerstoffgehalt des Blutes in einer Region kann deshalb als Maß für die Aktivität des Gehirns genutzt werden. Da sauerstoffreiches und sauerstoffarmes Blut unterschiedliche magnetische Eigenschaften haben, erfasst die funktionelle Magnet-Resonanz-Tomografie, wieviel Sauerstoff das Blut enthält.

Je nachdem, wie hoch die Sauerstoffkonzentration an einer bestimmten Stelle ist, ist das Signal mehr oder minder intensiv, das der Scanner erfasst. Er zeichnet eine Fülle solcher Signale auf, ein Computer errechnet daraus, wie sauerstoffhaltig das Blut an einem bestimmten Punkt im Ge-

hirn zu einem bestimmten Zeitpunkt ist. Betrachtet man diesen Punkt dann zu einem anderen Zeitpunkt, so lassen sich ganz vorsichtig Schlussfolgerungen über die dort stattfindenden Prozesse ableiten.

„Es ist ein sehr indirektes Maß“, räumt Benjamin

Straube ein, der die Daten dieser Analyse federführend verarbeitet hat. „Es steht aber nachgewiesenermaßen mit dem Energieverbrauch einer Hirnregion im Zusammenhang.“ Dadurch kann es Hinweise geben, welche Region gerade arbeitet.

>> Katja John



Peter Wilmancy

Virtuose an der Röhre: Tilo Kircher weiß Instrumenten verschiedenster Art Signale zu entlocken – der Marburger Psychiater spielt ebenso leidenschaftlich wie versiert Posaune.

wieder gelöscht: In dieser sogenannten Extinktionsphase wurde den Patienten zwar weiterhin die gelbe Kugel gezeigt, sie wurde nun aber nicht mehr von dem lauten Ton begleitet. Die Teilnehmer lernten nun also, dass eine gelbe Kugel keine unangenehmen Begleiterscheinungen mehr hat.

Der Erfolg des Angstlernens und Angstverlernens wurde anschließend überprüft, indem die Teilnehmer eine Bewertung der Reize abgaben. Während des gesamten Versuchsdurchlaufs zeichnete der MR-Scanner die Aktivität im Gehirn auf.

Nach dem Experiment begannen die Patienten mit einer sechswöchigen Psychotherapie. In zwölf Sitzungen erarbeiteten sie mit ihren Therapeuten ein Modell, das ihnen eine Erklärung für ihre Symptome lieferte; sie versuchten, durch die Konfrontation mit Reizen, die sie in Panik versetzten, ihre übertriebene Angstreaktion abzulegen. Nach Abschluss der Behandlung begaben sich die Panikpatienten erneut in den Scanner und wiederholten das Experiment. Wieder wurde ein Bild mit einem unangenehmen Ton gekoppelt, wieder wurde die Aktivierung im Gehirn gemessen.

Zur Auswertung wurden einerseits die Aktivierungsmuster der Patienten vor der Therapie mit denen der Kontrollgruppe verglichen; andererseits wurden die Muster vor und nach der Therapie einander gegenüber ge-

stellt. Dabei ergab sich, dass Panikpatienten vor der Therapie in einer ganz bestimmten Hirnregion eine stärkere Reaktion zeigten, im linken inferioren frontalen Gyrus (IFG).

„Das ist sehr spannend, weil es sich bei dem IFG um eine Hirnregion handelt, die nicht

„Wir kratzen an der Oberfläche des Wissens darüber, wie das Gehirn funktioniert.“

Tilo Kircher

unbedingt mit Furcht in Zusammenhang gebracht wird“, sagt Straube. Der linke inferiore frontale Kortex ist maßgeblich an dem beteiligt, was Neurologen Exekutivfunktionen nennen – er hat etwas mit Bewusstsein zu tun, ist in Aufmerksamkeitsprozesse, in Kontrollvorgänge involviert. Er ist also primär nicht für die Emotionsverarbeitung zuständig. Dennoch scheint er für die Ausbildung starker negativer Emotionen wie Angst und Panik eine zentrale Funktion zu erfüllen.

Nach einer Psychotherapie ist die Überaktivierung dieses linken inferioren frontalen Kortex dann nicht mehr so stark ausgeprägt wie vorher. Die fMRT-Daten bilden dies ganz deutlich ab, man kann also den Effekt der Psychotherapie im Gehirn sehen. Außerdem zeigen die fMRT-Analysen, dass immer dann, wenn im IFG eine hohe

Aktivität herrschte, auch in bestimmten anderen Regionen mehr los war: in den primär emotionsverarbeitenden Regionen – in der Amygdala, Insula, dem Hippocampus. Hirnwissenschaftler nennen diese Bereiche das Angst-Netzwerk. Dessen vermehrte Aktivität findet sich

jedoch nur bei Panikpatienten. Bei ihnen ist der linke Frontallappen offenbar eng mit dem Angst-Netzwerk verknüpft; bei gesunden Personen zeigt sich diese Kopplung nicht.

Was das bedeutet, lässt sich leider nicht eins zu eins ableiten, macht Studienleiter Kircher deutlich. „Wir kratzen an der Oberfläche des Wissens darüber, wie das Gehirn funktioniert“, bekennt der Psychiater. „Letztendlich ist jede Schlussfolgerung über Funktionen im Gehirn spekulativ.“ Eine Erklärung, die die Forscher um Kircher anbieten, lautet: Bewusst steuerbare Prozesse wie Aufmerksamkeit sind bei Panikpatienten enger mit emotionalen Vorgängen verknüpft als bei gesunden Menschen. Ein negativer Gedanke führt bei einem Panikpatienten schneller dazu, dass die Amygdala überreagiert und sich Panik einstellt. Bei gesun-

den Patienten lösen die negativen Gedanken dagegen keine Aktivierung des Angst-Netzwerks aus.

Die Befunde der Wissenschaftler sollen dazu beitragen, die Therapie der Panikstörung zu verbessern. Die Ergebnisse könnten außerdem dazu dienen, Vorhersagen darüber zu treffen, wie sich eine seelische Störung entwickelt und wie sie verläuft. Auch eine Prognose des Therapieerfolgs ist mit Hilfe funktionseller Magnet-Resonanz-Therapie denkbar.

Für Kircher ist das verbesserte Verständnis der Störung und ihrer Psychotherapie freilich nur ein Aspekt der psychiatrischen Hirnforschung. Seine Hoffnung geht viel weiter, sie berührt die gesamte Profession. Denn psychiatrische Erkrankungen umgibt auch heute, gut 200 Jahre nach der Geburt der Psychotherapie, immer noch eine Aura des Unerklärlichen, des Unerklärlichen. „Wenn man zeigen kann, dass psychische Erkrankungen etwas mit dem Gehirn zu tun haben, nimmt man ihnen vielleicht etwas von dem Mysteriösen, das ihnen nach wie vor anhaftet.“ Sie würden damit handhabbar und könnten wie ein Armbruch oder eine Darmentzündung betrachtet werden. „Meine Hoffnung ist, dass durch diese Demystifizierung dann auch eine Entstigmatisierung der Psychiatrie stattfindet.“

>> Katja John

MR confon - your partner in auditory fMRI

More than 400 installations all around the world

Unrivalled electro-dynamic headphone drivers for up to 110 db SPL and enhanced speech intelligibility

Various shapes of ear defenders, optimized for all current head coils

Turn-key audio solutions starting at 2500 Euro

MR confon GmbH - Oelweide 12 - D-39114 Magdeburg - Tel. 0049 391 6077370





Gabriele Neumeier (4x)

Was lernt man über Kultur, wenn man dem Hirn bei der Arbeit zuschaut? Sören Krach (links) und Marina Martínez Mateo wollten es genau wissen.

Das Hirn hat keine Hautfarbe: „Kultur-Neurowissenschaften“ sind groß in Mode, reproduzieren aber rassistische Stereotypen – das behaupten Marina Martínez Mateo und der Marburger Psychologe Sören Krach. Mit dem Philosophen Peter Janich sprachen sie über die Hintergründe und Konsequenzen.

Marburger *Uni-journal*: Herr Krach, Frau Martínez Mateo, Sie haben einen Artikel über funktionelle Magnetresonanztomographie-Untersuchungen verfasst, die kulturelle Phänomene erforschen. Was genau haben Sie gemacht?

Sören Krach: Ich komme aus dem Bereich der funktionellen Bildgebung in der Psychiatrie. Wir führen sehr viele Studien mittels funktioneller Magnetre-

sonanztomographie durch. In dem vorliegenden Projekt haben wir die Arbeiten anderer Forschungsgruppen zum Thema „kulturelle Neurowissenschaften“ oder „Cultural Neuroscience“ untersucht. Wir haben analysiert, welche Argumentationsstränge in diesen Arbeiten vorliegen, wie sie vorgehen, wie sie Kultur definieren und operationalisieren.

Was hat Sie daran interessiert?

Krach: Ende 2009 wurde ein Forschungsschwerpunkt „Kultu-

relle Neurowissenschaften“ in Marburg initiiert. In dieser interdisziplinären Kooperation begann man, kulturelle Prozesse auf neuronaler Ebene mit funktionaler Bildgebung zu untersuchen. Bei den Beteiligten lagen unterschiedliche Kulturbegriffe vor; es gab unterschiedliche Ideen, wie man „Kultur“ untersuchen kann. Uns ist aufgefallen, dass es international schon recht viele Arbeiten dazu gab – bis zu diesem Zeitpunkt 40 Fachpublikationen.

Die kulturelle Neurowissenschaft als Forschungsfeld gibt es noch gar nicht so lange: Vor zehn Jahren wurde das erste Manuskript zu dieser Thematik publiziert. Mittlerweile boomt das Gebiet. Seit wir unsere Analyse veröffentlicht haben, sind über 200 Publikationen erschienen, die sich mit dieser Thematik beschäftigen.

Peter Janich: Was reizt Sie daran?

Krach: Eigentlich war ein Grundgedanke, dass man auf

Beim Denken dabei



Der Marburger Wissenschaftsphilosoph Peter Janich diskutierte mit den Autoren die ernüchternden Ergebnisse ihrer Metastudie.

dieses Thema aufmerksam macht und die Verwendung von „Kultur“ in der Neurowissenschaft kritisch hinterfragt: Was versteht man unter Kultur, warum bringt man Gene und Hormone mit Kultur zusammen? In der Soziologie und in der Philosophie gibt es diese Diskussion schon viel länger. Innerhalb der Neurowissenschaften wurden diese Fragen bislang eher vernachlässigt. Jetzt werden wir natürlich von ein paar Forschern angegriffen, die diese Arbeiten im Bereich der kulturellen Neurowissenschaft machen. Aber wir haben unsere Studie zum Beispiel in Peking auf der Jahrestagung der Organisation für „Human Brain Mapping“ vorgestellt und haben sehr viel Unterstützung erfahren. Es gab sehr lebhaft Diskussionen.

Marina Martínez Mateo: Wir haben uns dennoch mehr Feinde als Freunde gemacht.

Janich: Ach, in der Wissenschaft gilt: Viel Feind, viel Ehr'!

Martínez Mateo: Ich habe das Ganze eher von außen verfolgt. Worum es mir ging, war, ein

seren größten Erfolg dabei bezeichnen.

Janich: Wissenschaftstheorie als Wissenschaftskritik, das ist das Programm. Das ist mir sehr sympathisch, da bin ich ganz auf Ihrer Seite. Es wäre halt schön, wenn Sie analytisch

„Die Forscher sagen Kultur, meinen aber eigentlich Rasse.“

Marina Martínez Mateo

bisschen zu stören. Da werden eben Dinge einfach so gemacht und alles funktioniert gut und niemand bleibt stehen, um zu sagen: Moment, was tun wir da eigentlich gerade? Dass es gelungen ist, eine Diskussion anzustoßen, das würde ich als un-

schärfere Werkzeuge entwickeln würden. Mir gefällt sehr gut, dass Sie den Kulturbegriff analysieren. Meine zentrale Frage an Sie ist: Was wollen Sie herausfinden? Der Hintergrund meiner Frage ist die folgende Überlegung: Sowohl die Kogniti-

onen wie die Emotionen sind immer kulturell geprägt. Wenn Sie Hirnforschung mit bildgebenden Verfahren an diesen Phänomenen betreiben, sind Sie *a priori* mit Kultur befasst, nicht nur mit Natur. Ich würde hoffen, dass Sie herausfinden, wie in den Studien, die Sie untersuchen, der Unterschied zwischen natürlich und kulturell behandelt wird. Das ist eine schwere Aufgabe, weil die Autoren jener Studien für diesen Unterschied blind sind.

Martínez Mateo: In unserer Untersuchung geht es gar nicht so sehr um die verwendeten Begrifflichkeiten selbst. Die Studien, die wir untersucht haben, sprechen teilweise von Kultur, teilweise von Nationalitäten oder auch von Rassen. Wir haben das alles zusammengewor-

fen und gesagt, uns geht's darum, was eigentlich gemeint wird – unabhängig von der Bezeichnung.

Krach: Es erscheinen tatsächlich alle paar Monate Arbeiten wie "Race in the Neurosciences" oder "Culture in the Neurosciences". Das sind austauschbare Begriffe.

Janich: Sie sagen Begriffe und meinen Wörter. Mir geht's auch nicht um Wörter, sondern um Unterscheidungen. Wie Sie die Sachen nennen, das ist mir völlig gleichgültig. Aber welche Unterscheidungen man trifft und wo diese im Forschungsalltag und in der Interpretation der Ergebnisse eine Rolle spielen: Das ist der interessante Punkt.

Martínez Mateo: Uns wurde eben vorgeworfen, dass wir Dinge zusammenwerfen, die gar nicht das Gleiche sind: Dass wir den Autoren unterstellen, sie seien rassistisch, obwohl sie doch von Kulturen sprechen. Deswegen ist es mir wichtig, noch einmal zu betonen, dass wir die verschiedenen Begriffe absichtlich zusammengefasst haben, weil die Art und Weise, wie sie operationalisiert werden, nahelegt, dass die Forscher selber eigentlich keinen Unterschied meinen.

Krach: Ein Befund unserer Stu-

die war, dass in den 40 analysierten Arbeiten nie konkret definiert wurde, was für ein Verständnis von Kultur, von Rasse oder Nationalität die jeweiligen Autoren haben. Es wird von verschiedenen Kulturen gesprochen, die verglichen werden. Wenn man aber genau hinschaut, dann ist Kultur operationalisiert über ein „chinesisches Aussehen“ versus ein „deutsches Aussehen“. Es wird zwar von Kultur gesprochen, gleichzeitig

„Wir werden von einigen Kollegen angefeindet, aber viele haben uns unterstützt.“

Sören Krach

aber eine physische Entsprechung nahegelegt, was stark nach dem klingt, was man auch „Rasse“ nennen könnte.

Martínez Mateo: Daran sieht man, dass der Kulturbegriff zu einem ganz bestimmten Zweck verwendet wird, und zwar nur, um bestimmte Gruppen voneinander zu unterscheiden. Insofern ist der Begriff im Prinzip nur ein Platzhalter – unserer Ansicht nach ein Platzhalter voller Gefahren.

Wenn der Kulturbegriff nur ein Ersatz für den Begriff der Rasse

ist und dazu dient, Gruppen zu unterscheiden, warum macht man dann diese Untersuchungen?

Krach: In den Neurowissenschaften gibt es zum Beispiel die Annahme, dass bestimmte kulturelle Hintergründe mit bestimmten Erkrankungen assoziiert sind; oder dass Migration, der Wechsel von einer Kultur in eine andere mit einem erhöhten Risiko für Schizophrenie assoziiert ist. Das führt dazu, dass in

siologe die Standardfunktionen des Auges kennt, um einen Beitrag für die Herstellung von Brillen leisten zu können. Das Erkenntnisinteresse ist also immer, dass wir Störungen beheben können.

Krach: Nicht nur. Es gibt auch Arbeiten, die beispielsweise herauszufinden versuchen, ob es ein neuronales Korrelat von Rassismus gibt. Da wäre das medizinische Interesse wahrscheinlich eher gering.

Janich: Das würde aber genauso in dieselbe Kategorie gehören. Das ist nicht gerade wie die Kurzsichtigkeit für den Sinnesphysiologen, sondern Störungen einer anderen Art, die wir letztendlich beheben können sollten.

Krach: Auch eine Biologisierung von Rassismus ist problematisch, weil dadurch Rassismus relativiert wird. Man könnte dann sagen: Rassismus ist angeboren, man kann nichts dagegen tun.

Wir haben versucht, herauszuarbeiten, dass in diesen Arbeiten teilweise auch so argumentiert wurde. Man legt zum Beispiel eine Gruppe von Personen, die nach ihrem Aussehen identifiziert werden – etwa Weiße oder Schwarze –, in den Kernspintomographen und zeigt ihnen Bilder von Weißen und Schwarzen, die lachen oder wei-



Der Psychologe Sören Krach (links) leitet die Arbeitsgruppe „Soziale Neurowissenschaften“ am Fachbereich Medizin der Philipps-Universität. Die Sozialwissenschaftlerin Marina Martínez Mateo fertigt eine Dissertation am Institut für Philosophie der Uni Frankfurt an. Peter Janich lehrte bis zum Jahr 2007 Philosophie in Marburg; 2009 erschien in der „Edition Suhrkamp“ sein Buch „Kein neues Menschenbild. Zur Sprache der Hirnforschung.“

nen oder ängstlich gucken; und dann wird geprüft, ob die Amygdala, eine für die Emotionsverarbeitung relevante Hirnstruktur, mehr oder weniger aktiviert ist. Meist werden noch über einen Fragebogen die rassistischen Einstellungen der Versuchspersonen erfasst und dann geschlussfolgert: Eine Aktivierung der Amygdala hängt möglicherweise mit rassistischen Einstellungen zusammen. Derartige Arbeiten sind recht populär.

Unsere Kritik hieran ist, dass die Forscher bei dieser Art des Vorgehens bereits von bestimmten Grundannahmen über eine Aufteilung und Unterscheidung von Gruppen ausgeht, in diesem Fall nach Hautfarbe.

Janich: Das sind eigentlich klassische sozialpsychologische Experimente. Die Neurowissenschaften schauen dann nur noch, ob sich das, was empirisch in sozialpsychologischen Experimenten nachgewiesen wird, neuronal darstellen lässt.

Martínez Mateo: Ja, viele von den Punkten, die wir aufgegriffen haben, lassen sich genauso gut auf sozialpsychologische Arbeiten anwenden.

Janich: Bestimmte Aspekte werden dabei überhaupt nicht betrachtet. Zum Beispiel: Was sind die Vorgeschichten, die Biografien von Rassisten? Wird

man zum Rassisten erzogen oder wird man als solcher geboren? Vielleicht ist der Begriff des Verhaltens zu eng. Ich möchte Ihnen nahelegen, ob Sie nicht vielleicht bezüglich der Begriffe Verhalten oder Kultur noch ein paar Unterscheidungen einbeziehen könnten, die zumindest für Sie ein scharfes, analytisches Instrument sind, um die anderen Studien zu beurteilen und besser zu klassifizieren. Ich habe den Eindruck, Sie lassen sich ohne Not auf die Unterscheidungsarmut der Ansätze ein, die Sie analysieren.

Martínez Mateo: Es war unser Ziel, zunächst ganz unvoreingenommen an die Sache heranzugehen und einfach zu schauen, was da eigentlich gemacht wird. Die analytischen Kategorien, mit denen wir gearbeitet haben – Universalismus und Differentialismus – haben wir direkt aus den Argumentationen der Studien selbst gezogen.

Wir kamen bei unserer Analyse zu dem Ergebnis, dass sich die Studien in diese zwei Gruppen aufteilen lassen: Die einen sind eher an universellen Merkmalen von Menschen interessiert, zum Beispiel am Verhalten gegenüber einer außenstehenden Gruppe oder generell an Gruppenbildungsprozessen. Der Begriff Kultur wird dabei nur als

Mord im Spiegel

Ein Versuchskaninchen der Hirnforschung berichtet.

So muss sich eine Laborratte fühlen, die einen Weg aus dem Labyrinth sucht: Der erste Test, dem man in Marburg als Versuchsperson in der Hirnforschung unterzogen wird, besteht darin, zum Kernspintomografen zu finden. Die Klinik für Psychiatrie am Ortenberg ist ziemlich unübersichtlich; Versuchsleiterin Greta Fastrich kennt das Problem und wartet schon im Treppenhaus.

Die Psychologiestudentin sammelt Daten für ihre Diplomarbeit. Es geht darum, wie Gefühle die Kontrolle der Motorik beeinflussen – „wenn einem ein Kind vors Fahrrad springt, sollte man nicht mehr weiter in die Pedale treten“, erläutert Fastrich. Ehe der Versuch beginnt, muss der Schmuck runter: Das Magnetfeld des Tomografen heizt Metalle auf, die sich am Körper oder in den Taschen befinden. Fastrich schließt Ring und Geld weg, das Zahngold aber darf im Mund bleiben.

Der Magnet-Resonanztomograf ist eine Röhre von etwa mannshohem Außendurchmesser; innen ist sie etwa halb so groß, so dass ein Mensch bequem darin liegen kann. Über einen Spiegel, der mittels eines Helms am Kopf angebracht ist, kann Fastrich Anweisungen, Bilder und Videos einspielen. Das Experiment besteht aus drei Teilen: Drei Filmausschnitte, auf die jedesmal ein Test folgt. Den Anfang macht Stanley Kubricks „Shining“: Jack schlägt mit der Axt die Badezimmertüre ein, hinter der sich seine Frau in Panik verschanzt hat.

Dem Horrorstreifen folgt ein TV-Bericht über einen Botanischen Garten –

„etwas Neutrales“, wie Fastrich sagt; man könnte es auch langweilig nennen. Den Abschluss bildet ein Ausschnitt aus „Schindlers Liste“, in dem der Lagerkommandant wahllos auf Insassen schießt. Wen könnte das kaltlassen? Von Kubrick über einen Pausenfüller zu Spielberg: Das scheint einer ausgeklügelten Dramaturgie zu folgen, ist aber Zufall:

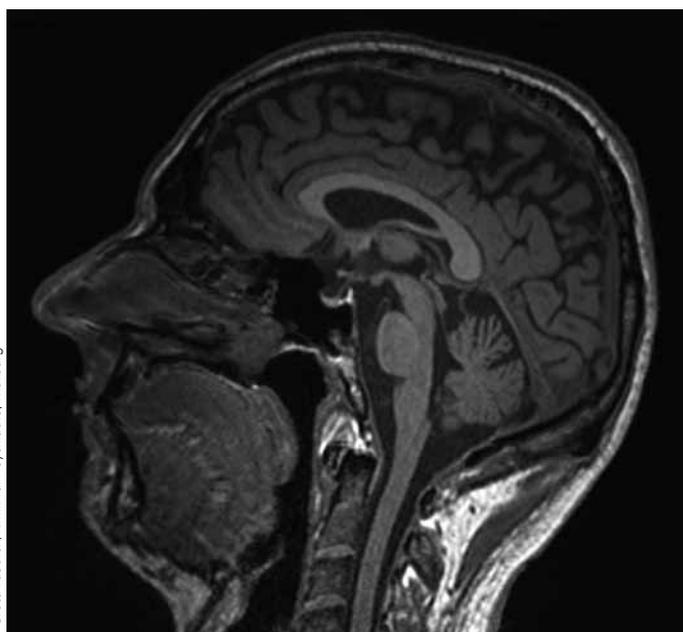
„Natürlich wechselt die Reihenfolge der Filme von Proband zu Proband“, versichert Fastrich. Nach jedem Ausschnitt folgt eine Befragung zum aktuellen Gemütszustand: Aufgekratzt? Niedergeschlagen? Sauer? Die Antworten erfolgen mittels einer Taste, die auf dem Schoß liegt.

Gar nicht so einfach!

Wer würde Amon Göth nicht hassen? Die suggestive Inszenierung des Nazis in „Schindlers Liste“ ruft unwillkürlich Abscheu hervor. Aber was löst Jack Nicholsons grandioses Grimassieren aus? „Shining“ macht nicht aggressiv, panisch oder traurig – man fühlt sich amüsiert. Da fällt es schwer, sich „in die Situation einzufühlen“ wie gefordert.

Für den eigentlichen Test blendet der Computer in unregelmäßiger Folge Bilder ein – eine Schere, eine Hand mit Korkenzieher oder auf der Computermaus; die Aufgabe lautet, bei bestimmten Bildern die Taste zu drücken, bei anderen nicht. Gar nicht so einfach, die Finger von der Taste zu lassen, wenn vorher einige Male drücken angesagt war! Macht aber nichts: „Fehler sind erwünscht“, sagt Fastrich.

>> Johannes Scholten



Greta Fastrich/Klinik für Psychiatrie, Marburg

Blick nach innen: Ein Schnittbild durch den Kopf eines Probanden, der an einem Experiment mittels funktioneller Magnet-Resonanztomografie teilgenommen hat.

VON DERWISCH-MÜTZE

BIS MEKKA-COLA

VIELFALT ISLAMISCHER GLAUBENSPRAXIS

Eine Sonderausstellung der
Religionskundlichen Sammlung
der Philipps-Universität Marburg

Schirmherr: Oberbürgermeister der Stadt Marburg Egon Vaupel

ab 19. Juni 2013



Religionskundliche Sammlung der Philipps-Universität

Landgraf-Philipp-Straße 4

35037 Marburg

Tel.: (06421) 28 22 480

www.uni-marburg.de/relsamm

Öffnungszeiten

Montag und Mittwoch 11-17 Uhr
sowie nach telefonischer Anmeldung
Führungen auf Anfrage

Sponsoren und Kooperationspartner

Universitätsstadt Marburg

Sparkasse Marburg-Biedenkopf

Stadtwerke Marburg

Dr. Buhmann Stiftung

Centrum für Nah- und Mittelost-Studien
(CNMS) der Philipps-Universität Marburg

Grafik: Terril Heilman



RELIGIONSKUNDLICHE
SAMMLUNG



Platzhalter verwendet. Ein differentialistisches Erkenntnisinteresse fragt hingegen danach, was die jeweiligen Eigenheiten der verschiedenen Kulturen sind. Wir haben versucht, möglichst wenige eigene begriffliche Vorannahmen zu treffen und erst im Nachhinein zu schauen, welche problematischen Annahmen diesen Arbeiten zugrunde liegen.

Janich: Dieses Sich-Zurücknehmen befürworte ich sehr als den Versuch der Vorurteilsfreiheit, die Leute nicht gleich über einen vorgegebenen Leisten zu schlagen. Aber im nächsten Schritt müsste man zum Beispiel folgenden Unterschied machen: Wir verwenden im Deutschen, wie auch im Englischen, das Wort Kultur einmal im Singular und ein andermal im Plural. Wenn wir von Kulturen im Plural sprechen, reden wir immer schon über Unterschiede. Wenn wir über die Kultur im Singular reden, da reden wir nur über die Kollektion von Aspekten, die wir nicht der Natur zurechnen, sondern der Kultur. Darum verwende ich immer dieses sonderbare Adjektiv kultürlich.

Was ist kultürlich? Zum Beispiel, dass wir unser Leben nach der Uhr einrichten, also die Zeit. Oder dass wir von einer Sprache in eine andere übersetzen. Das kommt in der Natur nicht vor.

Martínez Mateo: Die Studien, die wir untersucht haben, meinen Kultur immer nur im Plural, weil es ihnen eben um die Unterscheidung von Gruppen geht.

Janich: Na, bei den Universalisten bin ich nicht so sicher.

Martínez Mateo: Wir haben die Figur der Universalisten so gedeutet, dass sie vor allem an der Tatsache interessiert sind, dass sich Gruppen als solche gegeneinander abgrenzen. Diese Abgrenzung sehen sie als einen universellen Prozess an. Was sie dann aber Kultur nennen, sind die verschiedenen, voneinander unterscheidbaren Gruppen, die aus diesen universellen Mechanismen hervorgehen. So erscheint der Begriff dann doch im Plural.

Krach: Es gibt natürlich auch Arbeiten, die sich mit Kultur im

„Ganz allgemein gilt: Die Natur ist neutral gegenüber wahr und falsch.“

Peter Janich

Singular beschäftigen. Diese Arbeiten haben wir aber nicht untersucht.

Janich: Im Hintergrund steht, dass man Kulturphänomene biologisch erklären möchte – ohne sich zu fragen, woher man denn die Unterscheidungen nimmt, die man investiert, wenn man Gruppen und die Abgrenzung von Gruppen wählt. Ich würde vermuten, dass da ein bisschen naive Soziologie oder Sozialpsychologie hineingeraten ist.

Geraten Naturwissenschaftler bei Kulturphänomenen an prinzipielle Grenzen?

Janich: Ja, gerade in der Hirnforschung. Nehmen wir mal an, jemand macht Kopfrechnen. Da

kann man die Leute dabei beobachten. Ist der Unterschied zwischen einem richtigen und einem falschen Ergebnis auch im Hirn nachweisbar?

Krach: Ich hoffe, Sie erwarten jetzt keine Antwort von mir!

Janich: Dieser Überfall ist ein bisschen unfair.

Ich bin ganz sicher: nein! Nehmen Sie als einfaches Beispiel einen Taschenrechner und ganz simple Rechnungen: Dreimal vier ist zwölf. Wenn irgendein technischer Defekt vorliegt, dann liefert der Rechner ein falsches Ergebnis. Es sind aber dieselben Gesetze, die die richtigen und die falschen

Ergebnisse produzieren. Und im Hirn ist es genauso: Die Erkenntnisse und die Irrtümer werden von ein- und demselben Hirn produziert.

Ganz allgemein ist die Natur neutral gegenüber wahr und falsch. Deshalb meine ich in der Tat: Die Untersuchung der Hirnfunktionen als Träger von Kognition stößt an Grenzen.

Wenn ich als Proband an hirnfunktionellen Experimenten teilnehme, muss der Versuchsleiter ja auch darauf vertrauen, dass ich mich bemühe, mitzumachen.

Janich: Die Wahrhaftigkeit der Versuchsperson, die zu der technischen Reproduzierbarkeit des

Experimentes dazu genommen werden muss, ist natürlich, verglichen mit physikalischen oder chemischen Experimenten, etwas ganz Sonderbares. Wenn die Versuchspersonen nicht ehrlich waren – was heißt das für die Resultate? Es heißt, dass sie nichts aussagen.

Martínez Mateo: Ist Ihre Konsequenz, dass man solche Studien gar nicht machen sollte?

Janich: Doch, doch, man soll so etwas schon machen, aber man soll sich der Grenzen bewusst sein und seine Fragestellung darauf abstellen. Der Biologismus, der Naturalismus, diese Übertreibungen der naturwissenschaftlichen Herangehensweise äußern sich ja immer in überzogenen Ansprüchen.

Martínez Mateo: Ich glaube, viel ist schon gewonnen, wenn die Prämissen sowohl der Hypothesen als auch der Interpretation der Ergebnisse vor ihrem gesellschaftlichen Hintergrund reflektiert werden. Das haben wir in unserer Analyse zu tun versucht, um so die empirischen Ergebnisse neu einzuordnen.

Krach: Selbst wenn das Vorgehen methodisch korrekt ist und bestimmte Fragen löst, würden wir trotzdem sagen, dass dem Ganzen problematische Annahmen zugrunde liegen: Was hat die Forscher bewegt, zum Beispiel die Hautfarbe als Kriterium zu wählen, um Gruppen einzuteilen? Wie kommt man darauf, die Versuchspersonen gerade nach Hautfarbe oder Augenform auszuwählen?

>> Moderation: Ellen Thun, Johannes Scholten

Schlecht verhohlene Vorurteile

Eine Studie über Neurowissenschaften der Kultur löste kontroverse Diskussionen unter Kollegen aus.

Wo Kultur draufsteht, steckt oft genug Rassismus drin – so lässt sich zusammenfassen, was ein Forscherteam um Sören Krach aus 40 Studien herausliest, die kulturelle Phänomene hirnelementar untersuchen. Der Marburger Psychologe und seine Mitstreiter Marina Martínez Mateo, Maurice Ca-

banis sowie Nicole Cruz de Echeverria Loebell nahmen unter anderem unter die Lupe, welche Fragestellung die Wissenschaftler der so genannten „Cultural Neurosciences“ verfolgen und wie sie Probanden verschiedenen Gruppen zuteilen, etwa Asiaten gegenüber Europäern. Krach und Kollegen ordnen

die betrachteten Studien zwei Klassen zu: Universalistische Ansätze fahnden nach generellen Mechanismen, mit denen sich Gruppen von anderen abgrenzen. Differentialistische Konzepte hingegen widmen sich Unterschieden in der Hirnfunktion, die den Verhaltenseigenheiten zwischen kulturellen

Gruppen zuzuordnen sind. Beiden Kategorien liegen rassistische Vorstellungen zugrunde, konstatieren die Verfasser der Analyse – und ernteten teils heftige Reaktionen.

Quelle: Marina Martínez Mateo & al., Neuroscience & Biobehavioral Reviews (2011)

Mithören leicht gemacht

Vorsicht vor Datenklau! Marburger Informatiker warnen: Smartphone-Nutzer schützen sich nicht gut genug vor Spähangriffen. Viele Apps haben Sicherheitslücken, sagt Bernd Freisleben.

Für immer mehr Menschen gehört die Nutzung ihres Smartphones oder Tablet-Computers längst zum Alltag: Mit Hilfe hunderter kleiner Anwendungsprogramme, so genannter Apps, die sie sich im „App-Store“ ihres Geräte-Herstellers herunterladen, können sie Mails lesen und versenden, Bahntickets kaufen und Bankgeschäfte erledigen. Dass mit den nahezu unbegrenzten Möglichkeiten der Online-Kommunikation jedoch auch erhebliche Risiken verbunden sind, belegen die Untersuchungen des Marburger Informatikprofessors Bernd Freisleben, der sich mit seiner Arbeitsgruppe „Verteilte Systeme“ auf mobile Internetanwendungen spezialisiert hat.

Zusammen mit Kollegen von der Leibniz-Universität Hannover haben er und seine Mitarbeiter mehr als 13 500 kostenlose Apps untersucht, die für Smartphones mit dem Betriebssystem Android programmiert wurden. Die beunruhigenden Ergebnisse stellte Freisleben auf der 19. ACM Conference on Computer and Communications Security in den USA vor: „Die Apps an sich waren ‚gutartig‘, sie enthielten keine Viren oder Trojaner“, berichtet er. „Aber rund 1.000 von ihnen, also ungefähr acht Prozent, waren anfällig für Man-in-the-Middle-Angriffe“, führt der Informatiker aus: „Dabei täuscht ein Angreifer zum einen dem Smartphone vor, dass es mit dem gewünschten Rechner verbunden ist, beispielsweise mit dem Server einer Bank oder mit einem sozialen Netz-

werk. Umgekehrt wird diesem vorgetäuscht, er kommuniziert mit dem Smartphone des Nutzers. Der Angreifer kann so die gesamte Kommunikation zwischen beiden mithören und manipulieren.“

Schwachstelle der Apps war jeweils ihr Umgang mit Verschlüsselung und Zertifikaten. Zertifikate sind gewissermaßen elektronische Identitätsnachweise: Sie bestätigen den Apps, dass die Stelle, zu der sie eine Internet-Verbindung aufbauen, tatsächlich die gewünschte Gegenstelle ist und somit die Verbindung sicher ist – und dabei erwiesen sich die Apps in acht Prozent der Fälle als ausgesprochen vertrauensselig.

„Manche App verhält sich wie ein Polizist, der einen Bierdeckel als Ausweis akzeptiert.“

Entweder akzeptierten sie jede beliebige Datei, die sich als Zertifikat ausgab, ohne diese Behauptung zu überprüfen; oder sie kontrollierten die Echtheit des Zertifikats nur sehr oberflächlich. Freisleben vergleicht: „Stellen Sie sich das Zertifikat wie einen Personalausweis vor. Damit beweisen Sie in einer Polizeikontrolle, dass sie eine bestimmte Person sind. Die App verhält sich dann wie ein Polizist, der bei der Kontrolle sogar einen Bierdeckel oder einen Einkaufszettel als Ausweis akzeptiert. Wenn der Polizist ein wenig aufmerksamer ist, müssen sie vielleicht die Farbkopie eines Ausweises vorzeigen – aber auch diese Fälschung bemerkt er letztlich nicht, und sie dürfen weiterfahren.“

Der leichtfertige Umgang mit Zertifikaten führt dazu, dass

die betreffenden Applikationen diejenigen Daten, die sie während der Kommunikation übers Internet übertragen, nur unzureichend verschlüsselt versenden – wenn nicht gar völlig ungesichert. Um zu demonstrieren, welche Gefahr damit verbunden ist, ließen es die Informatiker um Freisleben es nicht dabei bewenden, dass sie die prinzipielle Verwundbarkeit von rund 1.000 Apps nachweisen konnten. Sie nahmen 100 besonders wichtige und populäre Android-Apps genauer unter die Lupe, indem sie tatsächlich zu einem Man-In-The-Middle-Angriff ansetzten. Und dieser gelang in 41 Fällen: Unter Laborbedingungen kamen Freisleben und seine Mitarbeiter auf diese Weise an Kreditkarten- und Kontodaten, an Passwörter für den E-Mail-Account, für Facebook, für Twitter und für den Internet-Bezahldienst Paypal.

Sie konnten sogar Schadsoftware auf das Smartphone bringen: Nicht allein solche, mit der sich das Adressbuch des Smartphones ausspionieren lässt; vielmehr auch Programme, die heimlich teure Service-Rufnummern anrufen, die unbemerkt

Apple sollten sich jetzt keinesfalls zurücklehnen und in Sicherheit wähen: „Es gibt keinen Grund, anzunehmen, dass andere Smartphone-Betriebssysteme keine Sicherheitslücken haben“, gibt Freisleben zu bedenken. „Jegliche Kommunikation über das Internet, die nicht durch den sorgfältigen Einsatz von Verschlüsselung und Zertifikaten gesichert ist, kann prinzipiell angegriffen werden.“

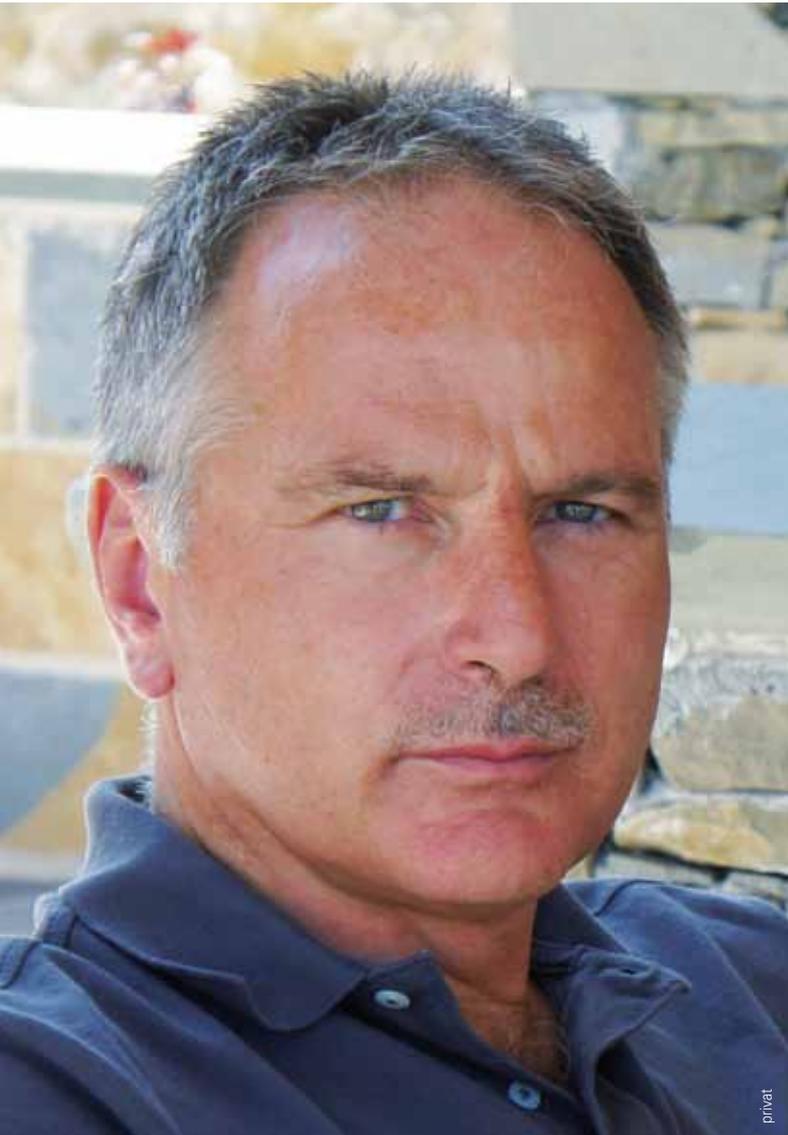
Weil zum Beispiel die Firma Apple den Zugang zu ihrem App-Store stark reguliert hat, könnten Nutzer von iPhones (Betriebssystem: iOS) auf den Gedanken kommen, dass sich dort keine Apps finden, die anfällig für Man-in-the-Middle-Angriffe sind. Diese Hoffnung trägt, wie Freisleben deutlich macht: „Wir haben im App-Store der Firma Apple einige Stichproben bei kostenlosen Apps gemacht, und ein beträchtlicher Anteil davon wies eine ähnliche Schwachstelle auf.“ Die Anwendungsprogramme würden durch Apple vor allem inhaltlich kontrolliert, beispielsweise auf Kinderpornographie oder terroristische Inhalte; technische oder

Bernd Freisleben

Sicherheitsaspekte seien da weniger von Bedeutung.

Die Marburger und Hannoveraner Informatiker haben alle Programmierer der rund 1.000 Android-Apps mit der Sicherheitslücke angeschrieben, auf die Mängel hingewiesen und um eine Stellungnahme oder einen verbesserten Programmcode für die jeweilige App gebeten. Von der Resonanz waren die Wissenschaftler enttäuscht: „Nur ein geringer Teil hat überhaupt reagiert. Einige davon waren uneinsichtig und lehnten es ab, ihre App zu überarbeiten“, berichtet Freisleben. Er spricht sich dafür aus, die Sicherheit von Smartphone- und Tablet-Apps künftig in Lehrgängen für Entwickler der Anwendungsprogramme zu thematisieren.

Vorerst werden aber weitere Apps mit der Sicherheitslücke



privat

Kritischer Blick auf IT-Sicherheit: Bernd Freisleben

verbreitet, und es lässt sich von Laien nicht so einfach feststellen, ob eine solche App auf dem Smartphone installiert ist. Zwar haben die Informatiker um Freisleben ein „Tool“, also ein Programm entwickelt, mit dessen Hilfe die Sicherheit von Apps überprüft werden kann. „Aber dessen Anwendung erfordert einige Programmierkenntnisse und ist für einen normalen Nutzer nicht zu empfehlen“, gibt Freisleben zu bedenken. In diesem Zusammenhang kritisiert er auch die Entwickler von Smartphone-Betriebssystemen. Sicherheitswarnungen, mit denen das System beispielsweise ein abgelaufenes oder ungültiges Zertifikat oder eine Website mit potenziell schädlichem Programmcode meldet, seien im Allgemeinen unverständlich

und nicht nutzergerecht. Tests hätten ergeben, dass in manchen Fällen nicht einmal Informatikstudierende die Bedeutung oder die Relevanz solcher Meldungen richtig einschätzten.

Der Hochschullehrer rät, vor allem bei Bezahl- und Banking-Vorgängen über den Internet-Browser darauf zu achten, dass für die Datenübertragung das abhörsichere Internetprotokoll „Hypertext Transfer Protocol Secure“ angewandt wird – erkennbar an einem Schloss-Symbol und der Abkürzung https in der Adresszeile des Browsers –, und er kritisiert, dass genau das bei spezialisierten Banking-Apps nicht möglich ist. Grundsätzlich empfiehlt er, keinerlei sensiblen Daten auf dem Smartphone zu speichern, also etwa keine Passwörter und Kreditkartendaten.

In jedem Fall müssen die Nutzer also selbst aktiv werden, um sich zu schützen. Tatsächlich haben Freisleben und seine Arbeitsgruppe jedoch festgestellt, dass es um das Risikobewusstsein und angemessene Verhalten der Smartphone-Nutzer nicht zum Besten bestellt ist. Das ergab eine Umfrage unter 390 Nutzern von Android-Smartphones im lokalen Funknetz (WLAN) der Philipps-Universität. Freislebens Team wollte herausfinden, wie viele von ihnen sich bei der Konfiguration ihres Netzzuganges an die Empfehlungen des Hochschulrechenzentrums (HRZ) halten.

Das HRZ empfiehlt erstens,

gegenüber authentifizieren: Er muss durch die Eingabe seiner Zugangsdaten – also seines Passwortes – beweisen, dass er tatsächlich zugangsberechtigt ist. Auch hier zeigen sich die Nutzer an der Uni recht sorglos: Bis zu zwei Drittel von ihnen haben für die Authentifizierung keine spezielle oder eine wenig sichere Einstellung gewählt, in der keine feste Authentifizierungsmethode vorgegeben ist. Wenn diese Nutzer sich in ein WLAN einbuchen, dann akzeptiert ihr Smartphone eine beliebige Authentifizierungsmethode, die ihm vom WLAN vorgegeben wird, also auch eine, in der das Passwort gar nicht oder

„Viele Nutzer setzen sich selbst unnötigen Gefahren aus.“

ein Sicherheitszertifikat zu installieren: Das kann einen Smartphone- oder Tablet-Nutzer zwar nicht vor Man-in-the-Middle-Angriffen schützen, die durch nachlässig programmierte Apps möglich werden. Aber es stellt sicher, dass sich das Smartphone beziehungsweise der Tablet-Computer tatsächlich mit dem vertrauenswürdigen WLAN der Philipps-Universität verbunden hat – das ist die Voraussetzung für sichere Online-Kommunikation.

Wenn sich ein Smartphone stattdessen mit einem betrügerischen Netz verbindet, so ist der Betrüger in der Lage, die gesamte Kommunikation des Smartphone-Besitzers mitzulesen und zu verfälschen; insbesondere kann der Betrüger das Passwort abhören, mit dem sich der Smartphone-Besitzer in das WLAN der Universität einbucht. Leider verzichten viele Betroffene darauf, sich gegen solche Angriffe zu schützen: Die Umfrage der Marburger Informatiker ergab, dass bislang lediglich 12 Prozent der studierenden Nutzer und 24 Prozent der Universitätsangestellten mit internetfähigem Mobiltelefon das Sicherheitszertifikat des HRZ installiert haben.

Wer sich in ein WLAN einbucht, muss sich dem Netzwerk

nur schwach verschlüsselt übertragen wird. Das ist zum Beispiel der Fall, wenn man die Authentifizierungseinstellungen des Smartphones so lässt, wie sie bei einem fabrikneuen Gerät vorgegeben sind – und das tut laut der Umfrage die ganz große Mehrheit der Smartphone-Nutzer an der Uni. Freisleben äußert ein gewisses Verständnis: „Wer sich ein neues Smartphone zulegt, der will nicht erst lange, komplizierte Bedienungsanleitungen studieren.“

Dabei lohnt es sich durchaus, auf die Einstellungen ein wenig Sorgfalt aufzuwenden: „Viele Smartphone-Nutzer setzen sich unnötigen Gefahren aus“, sagt Freisleben, „das ist gerade so, als würden sie Auto fahren, ohne den Sicherheitsgurt anzulegen.“ Mit dem Sicherheitszertifikat und den Konfigurations-Empfehlungen will das HRZ dazu beitragen, dass der Online-Alltag sicher ist.

>> Stefanie Hense

Das HRZ stellt ein Sicherheitszertifikat samt Installationsanleitung zur Verfügung: <http://www.uni-marburg.de/hrz/internet/crypto/certinstall-android>; Anleitungen zur sicheren Konfiguration des WLAN-Zugangs: <http://www.uni-marburg.de/hrz/internet/wlan/anleitungen>

Ende der Verdrängung

Christoph Safferling über die braune Vergangenheit des Justizministeriums

„Ein wahres Schwergewicht“: für Ralph Giordano ist „Die Rosenburg“ eine „bedeutende materielle und mentale Investition für Gegenwart und Zukunft“. Er sei in dem Buch auf einen Ton gestoßen, auf den er lange vergeblich gehofft habe – mit diesen Worten lobte der Publizist bei der Buchvorstellung im Bundespresseamt in Berlin das Werk, das eine Bestandsaufnahme der NS-Vergangenheit des Bundesjustizministeriums (BMJ) vornimmt: „Konfrontation mit konkreten Handlungen; politische und moralische Unbestechlichkeit, innere Positionen, die unberührt sind vom Dunst der Täter- und Mittäterschaft – das Ende der Verdrängung.“

Herausgeber Christoph Safferling von der Philipps-Universität und Manfred Görtemaker aus Potsdam leiten seit dem Jahr 2012 gemeinsam die Unabhängige Wissenschaftliche Kommission beim BMJ zur Aufarbeitung der NS-Vergangenheit. Die „Rosenburg“ war von 1950 bis 1973 der Bonner Sitz des Ministeriums; im gleichnamigen Buch wird nun der Frage nach personellen Kontinuitäten zwischen „Drittem Reich“ und Bundesrepublik ebenso nachgegangen

wie rechtspolitischen Themen, etwa der strafrechtlichen Aufarbeitung von NS-Verbrechen.

Von Anfang an wurde die Öffentlichkeit in den Prozess der Aufarbeitung miteinbezogen, hob Justizministerin Sabine Leutheusser-Schnarrenberger bei der Präsentation hervor – damit sei ein Pfad beschritten worden, der vom Üblichen abweiche. „Wir suchen die Öffentlichkeit, wir suchen die politische Diskussion“, stimmte Safferling zu. Seinen Marburger Standort sieht er dabei nicht als Nachteil: „Ein bisschen Abstand von der Berliner Macht ist vielleicht nicht verkehrt.“ Der Rechtswissenschaftler zieht aus der intensiven Beschäftigung mit der Geschichte der Justiz die Konsequenz, vor allem gegenüber seinen Studierenden „radikale Aufklärung“ dahingehend zu betreiben, dass Wissenschaftler stets kritische Distanz zum Gesetzgeber wahren müssten.

Zu den Fragen, die noch genauer untersucht werden müssen, gehört laut Mitherausgeber Görtemaker, welchen Einfluss die personelle Kontinuität auf

die Gesetzgebung in der Bundesrepublik hatte. Man wolle sehr genau hinschauen, erklärte der Historiker – eine Genauigkeit, wie sie Giordano sich schon früher gewünscht hätte, der die Autoren besonders dafür rühmte, dass sie „schnörkellos eine historische Schande beim Namen nennen“.

>>Sabine Best



Ralph Giordano (links) und Christoph Safferling bei der Buchvorstellung

Habig/BMJU

IHRE TAGUNG – UNSER SERVICE

Für den Erfolg Ihrer Veranstaltung setzen wir uns ein!

JETZT NEU:

- Veranstaltungsmöglichkeiten für bis zu 1.000 Personen im Stadtzentrum
- Verwaltung von Hotelzimmerkontingenten
- Erstellung individueller Rahmenprogramme
- **Planung, Organisation und Durchführung Ihrer Veranstaltung**
- **Einladungs- und Teilnehmermanagement**
- **Beratung/Buchung von Leistungsträgern wie Gastronomie, Transfer, Technik, u.v.m.**
- **Gesamtkostenabwicklung**



MTM
Tagungen und Kongresse
Pilgrimstein 26, 35037 Marburg
Tel.: 06421 9912-24
tagungen@marburg.de
www.marburg.de > Tourismus & Kultur



Punkrock für die Massen

Patrick Eser fand heraus, wie Regionen-Nationalismus zur Globalisierung passt.

Nationale Unabhängigkeit, regionale Autonomie, Bewahrung kultureller Identität – sind das nicht Wertorientierungen aus dem tiefsten 20. Jahrhundert, deren Anhängerschaft stetig schwindet? Offenbar nicht: Während alle Welt von Globalisierung redet und kulturelle Grenzen immer durchlässiger werden, leben regional-nationalistische Bewegungen auf. So gibt es in Spanien mit Katalonien und dem Baskenland gleich zwei Regionen mit starken Unabhängigkeitsbewegungen.

Was geht da vor, wenn der Wille zur Verteidigung der eigenen Nation gegen einen Zentralstaat auf die Herausforderungen der Globalisierung trifft? Dieser Frage hat sich der Marburger Politikwissenschaftler und Romanist Patrick Eser angenommen. Seine von Frank Deppe und Thorsten Bonacker betreute politikwissenschaftliche Doktorarbeit hat über die Disziplinengrenzen hinweg großes Interesse gefunden: Erst jüngst hat der Deutsche Hispanistenverband sie mit dem Werner-Krauss-Preis bedacht.

Tatsächlich lässt sich das

Thema nicht mit einer einseitigen Konzentration auf politische Strategien oder auf Traditionen kultureller Identität erfassen, sagt Eser. Eine lebendige Darstellung der baskischen und katalanischen Bewegung muss ein gutes Gespür dafür beweisen, wie ökonomische Interessen, politische Strategien und die Aktualisierung regionaler Traditionen zusammenwirken. Dieses Gespür zeigte Eser bereits mit den Abschlussarbeiten

Die Bewahrung nationaler Identität soll im Standortwettbewerb punkten.

zu seinen beiden Studienfächern. So behandelt seine romanistische Magisterarbeit den Intellektuellen Jon Juaristi. „Eine schillernde Figur aus dem Baskenland“, erzählt Eser. „Zuerst war er Aktivist der Unabhängigkeitsbewegung und in der militanten ETA aktiv – inzwischen ist er einer der bedeutendsten Neokonservativen Spaniens.“

Eser hat die politische Kultur des Baskenlandes schon früh entdeckt – als Schüler mit Ruck-

sack und Interrail-Ticket. In den baskischen Städten faszinierte ihn die Allgegenwart einer rebellischen Jugendkultur, wie sie sonst nur in Nischen vorkommt. „Politischer Punkrock als Massenerscheinung, das fand ich irritierend und interessant.“

Während die prägenden Strömungen des baskischen Nationalismus' der politischen Linken verpflichtet ist, hat die Bewegung in Katalonien eher eine bürgerliche Ausrichtung. Das

Streben nach Autonomie ist nicht zuletzt darin begründet, dass die relativ wohlhabende Region deutlich mehr in den Madrider Fiskus einzahlt, als von dort zurückfließt. Gefordert wird ein Modell der Steuerautonomie, wie es im Baskenland bereits gilt: Die Region erhebt ihre Steuern selbst, finanziert ihre Institutionen und führt danach Geld in die zentrale Staatskasse ab. „Dass eine solche Forderung keineswegs anachroni-

stisch ist, lässt sich an der aktuellen Zuspitzung der Auseinandersetzung erkennen“, erklärt Eser: „Derzeit wird für ein Referendum zur Autonomiefrage mobilisiert, was auch international für großes Aufsehen sorgt.“

Der Nachwuchswissenschaftler verbrachte ein gutes Jahr in Barcelona und konnte hier nicht nur Interviews führen und Literatur recherchieren, sondern die katalanistische Bewegung auch im Alltag kennenlernen. Sein vorerst letzter Forschungsaufenthalt führte ihn 2011 ins Benediktinerkloster im baskischen Lazkao. Hier betreibt der Mönch Juan José Agirre ein Archiv zum Baskenland. „Vor allem hat er eine umfangreiche Sammlung von Dokumenten illegaler Organisationen, die anderswo kaum zugänglich sind. Das Kloster ist Treffpunkt für Wissenschaftler aus aller Welt.“

Obwohl die Erscheinungsformen des Nationalismus in den beiden Regionen deutlich verschieden sind, sieht Eser auch Gemeinsamkeiten. „Wir haben die Tendenz zur Fragmentierung des klassischen Nationalstaates – das geht aber einher mit einem Trend, den ich als ‚Globalisierung der Region‘ bezeichne. Die Bewahrung der nationalen Identität wird als wichtiger Faktor im ‚Standortwettbewerb‘ ausgegeben.“ Auch die europäische Integration werde nicht prinzipiell abgelehnt: Wer nicht wegen der neoliberalen Wirtschaftspolitik auf Distanz zur Europäischen Union gehe, könne sich gut mit der Vision eines ‚Europa der Regionen‘ oder eines ‚wahrhaften‘ Europa der Nationen anfreunden. So gehen sie zusammen, Globalisierung, Europa und regionaler Nationalismus.

>>Stefan Schoppengerd



Patrick Eser

Autonomie statt Autoverkehr:
Barcelona demonstriert Masse.

Sprechen auf Föhr

Sara K. Hayden arbeitet an ihrer linguistischen Dissertation.

Rätsel Sprache: Obwohl sich die Gehirne aller Menschen weitgehend ähneln, gibt es tausende, teils extrem unterschiedliche Idiome. Welches sind die Bausteine, die sich in jeder Sprache wiederfinden – Silben? Wörter? Dieser Frage geht Promovendin Sara K. Hayden im Rahmen des Forschungsschwerpunkts „Fundierung linguistischer Basiskategorien“ nach, der durch das hessische Förderprogramm „LOEWE“ finanziert wird.

Frau Hayden, wie tragen Sie zu der Fragestellung des

„LOEWE“-Vorhabens bei?

Wir suchen nach den grundlegendsten Teilen der Systeme, die Menschen erlauben, Äußerungen von anderen zu verstehen. Dialekte und Sprachen, die nur von wenigen Menschen gesprochen werden, sind oft „natürlichere“ Systeme als die Welt-sprachen, da sie sich länger un-normiert entwickeln konnten. Eine solche Minderheitensprache untersuche ich für meine Doktorarbeit: das Fering-Öömrang als Dialekt des Nordfriesischen, der auf den Inseln Föhr und Amrum gesprochen wird. Solche Sprachen sind große Schätze für unsere Forschung. Das Fering zum Beispiel kennt nur zwei Geschlechter und keine Kasusendungen. Es muss andere Kategorien geben, die diese Sprache verständlich machen. *Gerade in den Geisteswissenschaften ist die Promotion oft-*

mals ein einsames Unterfangen. Wie ist das bei Ihnen?

In unserem Projektbereich sind wir insgesamt sechs Promovierende. Dass wir alle in den „LOEWE“-Schwerpunkt eingebunden sind, führt zu einem sehr intensiven Austausch untereinander. Ich finde das sehr motivierend, denn so schauen wir alle ständig über den eigenen Tellerrand, bekommen Einblicke in andere Sprachen und deren Strukturen und können Projekte angehen, die für einen Doktoranden alleine zu umfangreich wären. Wir haben zum Beispiel eine gemeinsame Datenbank angelegt, mithilfe derer wir Sprachbeispiele erfassen und analysieren.

Sie sind vor zehn Jahren als Austauschstudentin aus Amerika nach Marburg gekommen – und seither geblieben. Was gefällt Ihnen hier?

Ich erlebe Marburg als eine sehr weltoffene, tolerante Stadt mit



Achim Weisbrod

Sprechen und beforschen: Sara K Hayden beherrscht viele Sprachen.

einer wunderschönen Umgebung. Außerdem sind wir innerhalb Deutschlands angenehm zentral – selbst nach Nordfriesland ist es nicht allzu weit.

Neben Ihrer Muttersprache Englisch sprechen Sie Deutsch und Russisch, außerdem ein wenig Polnisch, Sorbisch, Friesisch. Wie halten Sie es mit Ihrer Tochter? Kommt sie nicht manchmal durcheinander,

wenn sie so viele Sprachen bei Ihnen hört?

Meine Tochter kennt es ja nicht anders und kommt sehr gut damit zurecht. Mit ihren fünf Jahren spricht sie selbst schon drei Sprachen – Englisch, Deutsch und Polnisch – und hat ganz offensichtlich Freude daran.

>>Dörte Florack

Erstmals erschienen in „Pro Loewe News“ 1/2013

VÖLKER

Goldmühle 3
35085 Ebd.grund-Hachborn
Tel. 0 64 26 / 92 32 0
Fax 0 64 26 / 92 32 32
voelker@voelkentsorg.de

NEEB

GmbH
Entsorgung
Umweltdienstleistung

Siemensstr. 20 · 35041 Marburg
Tel. 0 64 21 / 81 90 0
Fax 0 64 21 / 81 90 4
info@neeb-entsorgung.de

Containerdienst • Aktenvernichtung • Papierverwertung • Entsorgungskonzepte

**Wir bringen genau den Container, den Sie brauchen:
Nicht zu groß und nicht zu klein, dem Zweck entsprechend!**

Druckfrisch: Lehr-, Hand- und Arbeitsbücher

Kinder lernen sprechen

Was macht die Beherrschung einer Sprache aus? Ist sprachliches Wissen angeboren oder wird es erlernt? Wie wird Sprache erworben, gibt es hierfür spezielle



Mechanismen? Von diesen Kernfragen der Spracherwerbsforschung ausgehend, stellt das vorliegende Buch der Marburger Linguistin Christina Kauschke zunächst die Methoden der modernen Spracherwerbsforschung dar, ehe es die wichtigsten Stadien des Spracherwerbs im Kindesalter verfolgt. „Sehr gut finde ich die Beispiele, die immer wieder die Entwicklung verdeutlichen“, hebt eine studentische Leserin hervor.

>> js

Christina Kauschke: Kindlicher Spracherwerb im Deutschen. Verläufe, Forschungsmethoden, Erklärungsansätze (Germanistische Arbeitshefte Bd. 45), Berlin (de Gruyter) 2012, ISBN 978-3-11-028388-4, XII + 178 Seiten, 19,95 Euro

Beziehungsarbeit

Schulmathematik und universitäre Mathematik – zwei getrennte Welten? Das vorliegende Buch begegnet dieser Frage mit einem neuen Konzept: Die be-



handelten Themen werden in Form von Schnittstellenaufgaben angeboten, die in den zentralen Themenbereichen der Analysis vielfältige Bezüge zwischen Schul- und Hochschulmathematik herstellen und diese für das Mathematiklernen nutzbar machen. Dabei dienen die Aufgaben nicht als Wissenstest, um den Lernerfolg zu überprüfen, sondern sind so konzipiert, dass sie die Eigenständigkeit der Studierenden unterstützen.

>> vlq

Thomas Bauer: Analysis - Arbeitsbuch. Bezüge zwischen Schul- und Hochschulmathematik – sichtbar gemacht in Aufgaben mit kommentierten Lösungen. Wiesbaden (Springer Spektrum) 2012, ISBN-13: 978-3834819147, 206 Seiten, 19,95 Euro

In fremden Zungen

Schule der Versöhnung: Die Einführung von zweisprachigem Unterricht gilt als Folge des deutsch-französischen Kooperationsvertrages von 1963. Nicht zufällig befinden sich diejenigen Schulen mit der längsten Tradition dieser Unterrichtsform entlang der Rheinschiene. Nach eher experimentellen Anfängen ist fremdsprachiger Sachfachunterricht inzwischen an vielen Schulen fest etabliert.

Parallel dazu hat sich auch eine Didaktik und Methodik des



Bilingualen Unterrichts entwickelt, die heute Grundlage für die Lehreraus- und -fortbildung ist. Mittlerweile liegen in der ganzen Bandbreite der Sachfächer und in nahezu allen unterrichteten Sprachen konkrete Unterrichtserfahrungen und didaktische Ansätze für die Nutzung einer Fremdsprache als Arbeitssprache vor.

Dieses Handbuch gibt zum ersten Mal einen vollständigen Überblick über die Didaktik und Methodik des Bilingualen Unterrichts. Es beleuchtet seine Geschichte sowie die bildungstheoretischen Begründungen, stellt die wichtigsten Forschungsansätze und Modelle der Lehrerbildung vor und widmet jedem einzelnen Sachfach einen eigenen Artikel, der über die didaktischen und methodischen Ansätze informiert.

>> js

Wolfgang Hallet, Frank G. Königs (Hg.): Handbuch Bilingualer Unterricht. Content and Language Integrated Learning, Seelze (Friedrich/Kallmeyer) 2013, ISBN: 978-3-7800-4902-5, 382 Seiten, 29,95 Euro

Was für Viele

Vielfalt aus der Einheit: Wie sich die Abkömmlinge einer befruchteten Eizelle, die genetisch völlig identisch sind, zu einem vielzelligen Organismus mit all seinen Funktionen entwickeln, ist nach wie vor ein höchst aktuelles Gebiet biologischer Forschung: Selbstorganisation, Stammzellenforschung, regenerative Medizin, Klonen zählen daher zu den Themen, die das vorliegende Lehrbuch ausführlich behandelt.



Das Werk von Monika Hassel und Werner Müller ist mittlerweile ein regelrechter Klassiker – in deutscher Sprache gibt es kaum Vergleichbares. Die fünfte Auflage berücksichtigt noch stärker als bisher aktuelle Forschungsströmungen, die fragen, wie sich die Prozesse der Individualentwicklung, der Ontogenese, im Lauf der Evolution herausgebildet haben.

Die Marburger Biologin und ihr Koautor geben einen Überblick über die Embryonalentwicklung des Menschen sowie bedeutender Modellorganismen; sie gehen auf die genetische Steuerung der Ontogenese ein und erläutern, welche Methoden es gibt, um Gen-Netzwerke zu erfassen. Für die Neuauflage wurden alle Abbildungen vierfarbig gestaltet, was die Attraktivität des Werkes weiter erhöht.

>> js

Werner A. Müller, Monika Hassel: Entwicklungs- und Reproduktionsbiologie des Menschen und bedeutender Modellorganismen, 5. Auflage, Heidelberg (Springer) 2012, ISBN 978-3-642-28382-6, XIII+637 Seiten, 49,95 Euro

Wer alt ist, hat Recht

Am Anfang steht eine angejahrte Erkenntnis: Wir leben immer länger, und was für den Einzelnen ein Glück ist, gilt als Problem für die Gesellschaft – die Bundesrepublik vergreist. Trotzdem fehlte bislang eine umfassende Bestandsaufnahme des Rechts in der alternden Ge-



sellschaft, das dem „Elder Law“ in den USA vergleichbar ist. Höchste Zeit also, ein deutsches „Recht der Älteren“ zusammenzutragen – eine Sammlung und Analyse der rechtlichen Regelungen, die auf besondere Bedürfnisse älterer Menschen reagieren.

Für das vorliegende Handbuch haben der Marburger Rechtswissenschaftler Markus Roth und sein Mitherausgeber Ulrich Becker eine hochkarätige Riege renommierter Experten zusammengebracht, die alle relevanten Grund- und Einzelfragen beleuchten, Strukturen und Streitfragen nachvollziehbar erörtern sowie eigene, neuartige Lösungsvorschläge darlegen.

>> wk

Ulrich Becker und Markus Roth (Hg.): *Recht der Älteren*, Berlin (De Gruyter) 2012, ISBN: 978-3-11-024830-2, X+520 Seiten, 89,95 Euro

Die liebe Verwandtschaft

Was haben Kochsalz, Gold und Schnee gemeinsam? Richtig: Bei ihnen allen handelt es sich um Kristalle – was nichts anderes bedeutet, als dass ihre Bestandteile regelmäßig angeordnet sind. Das Thema des vorliegenden Werkes ist also gar nicht so weit von der Alltagserfahrung



entfernt, wie der sperrige Titel vermuten lässt.

In Kristallchemie und -physik sind Symmetriegruppen kristalliner Feststoffe von besonderer Bedeutung. Der Marburger Chemiker Ulrich Müller wendet in seinem Buch die kristallografische Gruppentheorie auf die Kristallchemie an. Im ersten Teil sind die mathematischen Hilfsmittel zusammengestellt, im zweiten wird ihre Anwendung auf Probleme der Kristallchemie aufgezeigt. Zahlreiche Beispiele illustrieren, wie man die Gruppentheorie heranziehen kann, um Ordnung in die Unmenge der Kristallstrukturen zu bringen, Strukturen vorherzusagen und Fehler bei deren Analyse zu vermeiden.

>> js

Ulrich Müller: *Symmetriebeziehungen zwischen verwandten Kristallstrukturen*, Wiesbaden (V+T) 2012, ISBN: 978-3-8348-1799-0, 368 Seiten, 49,95 Euro

Keine Präsenz

Studieren, ohne an der Uni anwesend zu sein? Ja, das geht, behauptet der Marburger Anglist Jürgen Handke. Wie, das zeigen er und Anna Maria Schäfer in dem vorliegenden Buch zum „E-Learning“ und „E-Teaching“ an der Hochschule, also zum Einsatz elektronischer Medien im Unterricht.

Die Verfasser nehmen zunächst eine Bestandsaufnahme vor, präsentieren dann ein neuartiges Arbeitsmodell, um schließlich die zur Umsetzung erforderlichen Bausteine und

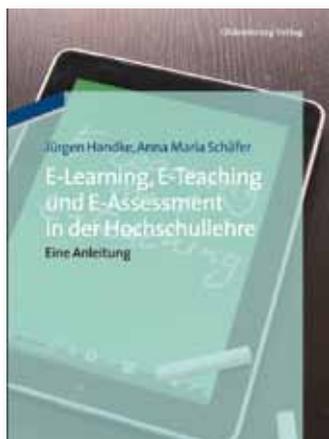
flankierenden Maßnahmen zu erörtern. Jedes Kapitel endet mit einer Art Checkliste, die zeigt, wie E-Teaching an der Uni gewinnbringend zu etablieren ist.

Eine spezielle Einsatzmöglichkeit digitaler Lehrmethoden ist das „Inverted Classroom Model“, das die übliche Verteilung der Lernphasen umkehrt: Die Stoffvermittlung findet zuhause am Rechner statt, das Einüben an der Uni. Handke hat hierzu mit Alexander Sperl einen Tagungsband herausgegeben, der Nutzer begeistert: „Toller Einstieg ins Thema, genau das Buch, das ich gesucht habe.“

>> js

Jürgen Handke, Anna Maria Schäfer: *E-Learning, E-Teaching und E-Assessment in der Hochschullehre – Eine Anleitung*. München (Oldenbourg) 2012, ISBN 978-3-486-70800-4, 378 Seiten, 39,80 Euro

Jürgen Handke, Alexander Sperl (Hg.): *Das Inverted Classroom Model: Begleitband zur ersten deutschen ICM-Konferenz*, München (Oldenbourg) 2012, ISBN 978-3-486-71652-8, 181 Seiten, 59,80 Euro



professionell – zuverlässig – freundlich
nicht nur für Ihre Dienstreisen

REISEBÜRO ECKHARDT seit 1867

FLÜGE – Linienflüge, Charterflüge, Billigflüge

MIETWAGEN – Europcar, Avis, Alamo, ...

URLAUBSREISEN – alle namhaften Anbieter, Bausteine, x-Veranstalter, ...

STUDIENREISEN – sämtliche namhaften Anbieter

KREUZFAHRTEN – Aida, Cunard, Deilmann, Hapag Lloyd, Hurtigruten, ...

FLUSSSCHIFFFAHRTEN – auf Donau, Rhein, Moldau, Rhone, ...

GRUPPENFAHRTEN – für Schüler, Studenten, Vereine ...

FAHRKARTEN – In- und Ausland zu Originalpreisen

Visabesorgungen, Reiseversicherungen

Kontakt: Tel. 06421-64060 · Fax 06421-64435 oder
info@eckhardt.org · urlaub@eckhardt.org
bahn@eckhardt.org · flug@eckhardt.org

Ihr

REISEBÜRO ECKHARDT

Ketzerbach 7 · 35037 Marburg

Antike Wirtschaft

Die Ökonomisierung aller Lebensbereiche steht zunehmend in der Kritik. Aber war es eigentlich jemals anders? Welche Bedeutung hatte die Wirtschaft früher? Der Marburger Althistoriker Kai Ruffing bietet mit diesem Studienbuch einen kompakten Einstieg in die Wirtschaftsgeschichte der griechischen und römischen Antike auf der Grundlage der aktuellen Forschung. Der strukturge-schichtliche Überblick stützt sich auf literarische Quellen, vor allem aber auf archäologische Funde sowie papyrologische Zeugnisse.

Der Autor berücksichtigt ein beeindruckend weites zeitliches Spektrum, das bei der Frühen Eisenzeit beginnt und sich bis zum Regierungsantritt des Kaisers Diokletian erstreckt, also vom zehnten vorchristlichen Jahrhundert bis zum Jahr 284 reicht.

>> wbg



Kai Ruffing: *Wirtschaft in der griechisch-römischen Antike* (Geschichte kompakt), Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgesellschaft) 2012, ISBN 978-3534228362, 144 Seiten, 14,90 Euro

GUTE WISSENSCHAFTLICHE PRAXIS

DOKTORANDENBETREUUNG

Betreuung von Dissertationen ist eine Kernaufgabe der Universität. Mit steigenden Studentenzahlen ist auch die Zahl der Doktoranden gestiegen, umso mehr ein Grund, sich über deren Betreuung Gedanken zu machen. Mit der Einrichtung von MARA und im Rahmen von Graduiertenkollegs gibt es zahlreiche Hilfsangebote, um die Betreuung zu optimieren. Viele nützliche Anregungen finden sich in der Broschüre „Gemeinsam die Promotion gestalten“ vom Qualitätszirkel Promotion, Neustadt/Aisch, 2. Auflage 2012. Schließlich machen auch die in den letzten Jahren propagierten Betreuungsvereinbarungen deutlich, dass die Beziehung zwischen Doktorand und Betreuer kein rechtsfreier Raum ist.



Hochschullehrer wissen schon aus der eigenen Doktorandenzeit, wie die Betreuung einer Dissertation im Rahmen der jeweiligen Fachkultur optimal zu gestalten ist. Sollte man meinen! Dennoch gibt es Konflikte, die dann auch an den Ombudsmann für gute wissenschaftliche Praxis herangetragen werden. Die meisten lassen sich zwar durch Gespräche zwischen den Beteiligten lösen. Dennoch hätte ein Großteil derartiger Konflikte vermieden werden können, wenn die Betreuer von Dissertationen sich die folgenden Fragen (gegebenenfalls wiederholt) stellen würden:

- Wie stelle ich sicher, dass
- das Dissertationsthema in praktikabler Weise von den Forschungsvorhaben anderer Wissenschaftler abgegrenzt ist?
 - der Doktorand alle relevanten Quellen findet?
 - der Doktorand die Regeln guter wissenschaftlicher Praxis kennt und beachtet?
 - der Doktorand sich mit der Arbeit gefordert, aber nicht überfordert fühlt?
 - der Doktorand weder durch zu häufige Intervention gegängelt wird, noch infolge mangelnden Zuspruchs suboptimal arbeitet?

Wie lehre ich den Doktoranden, die jeweils notwendigen Fragen zu stellen, Alternativen zu erkennen und Entscheidungen selbst herbeizuführen?

Wie widerstehe ich der Versuchung, die Arbeitszeit des Doktoranden für eigene Zwecke auszunützen?

Auf diese Weise sollte es doch möglich sein, dass für alle Beteiligten die Betreuung einer Doktorarbeit eine positive Erfahrung wird. Denn eigentlich gibt es für einen Hochschullehrer nichts Schöneres, als zu sehen, wie aus einem jungen Doktoranden ein qualifizierter Wissenschaftspartner wird.

>> Reinhard W. Hoffmann,
Ombudsmann für gute wissenschaftliche Praxis
Ombudsmann im Internet: www.uni-marburg.de/ombud

Roth ÖkoEnergieKreislauf

mit erneuerbaren Energien aus Erde, Sonne, Luft und Wasser

Roth Energie- und Sanitärsysteme

Erzeugung

- > Solarsysteme
- > Wärmepumpensysteme
- > Solar-Wärmepumpensysteme

Speicherung

Speichersysteme für

- > Trink- und Heizungswasser
- > Brennstoffe und Biofuels
- > Regen- und Abwasser

Nutzung

- > Flächen-Heiz- und Kühlsysteme
- > Rohr-Installations-systeme
- > Duschsyste-me

Leben voller Energie

ROTH WERKE GMBH • 35232 Dautphetal • www.roth-werke.de



Entdecken Sie Neuland

TAGEN UND FEIERN IN MARBURG

In direkter Lahnlage beeindruckt das hochmoderne Congresszentrum Marburg mit großzügigem Atrium, lichtdurchfluteten Räumen und edlen Materialien. Für Ihre Veranstaltungen mit bis zu 550 Personen bieten wir Ihnen Freiräume und gestalten diese für Sie individuell und professionell.

Erstklassige Übernachtungsmöglichkeiten finden Sie und Ihre Tagungsteilnehmer im 5-Sterne Superior Hotel VILA VITA Rosenpark. Entdecken Sie vielfältige Möglichkeiten für Ihr Rahmenprogramm – kulinarisch, sportlich, kulturell.

Wir freuen uns auf Sie!

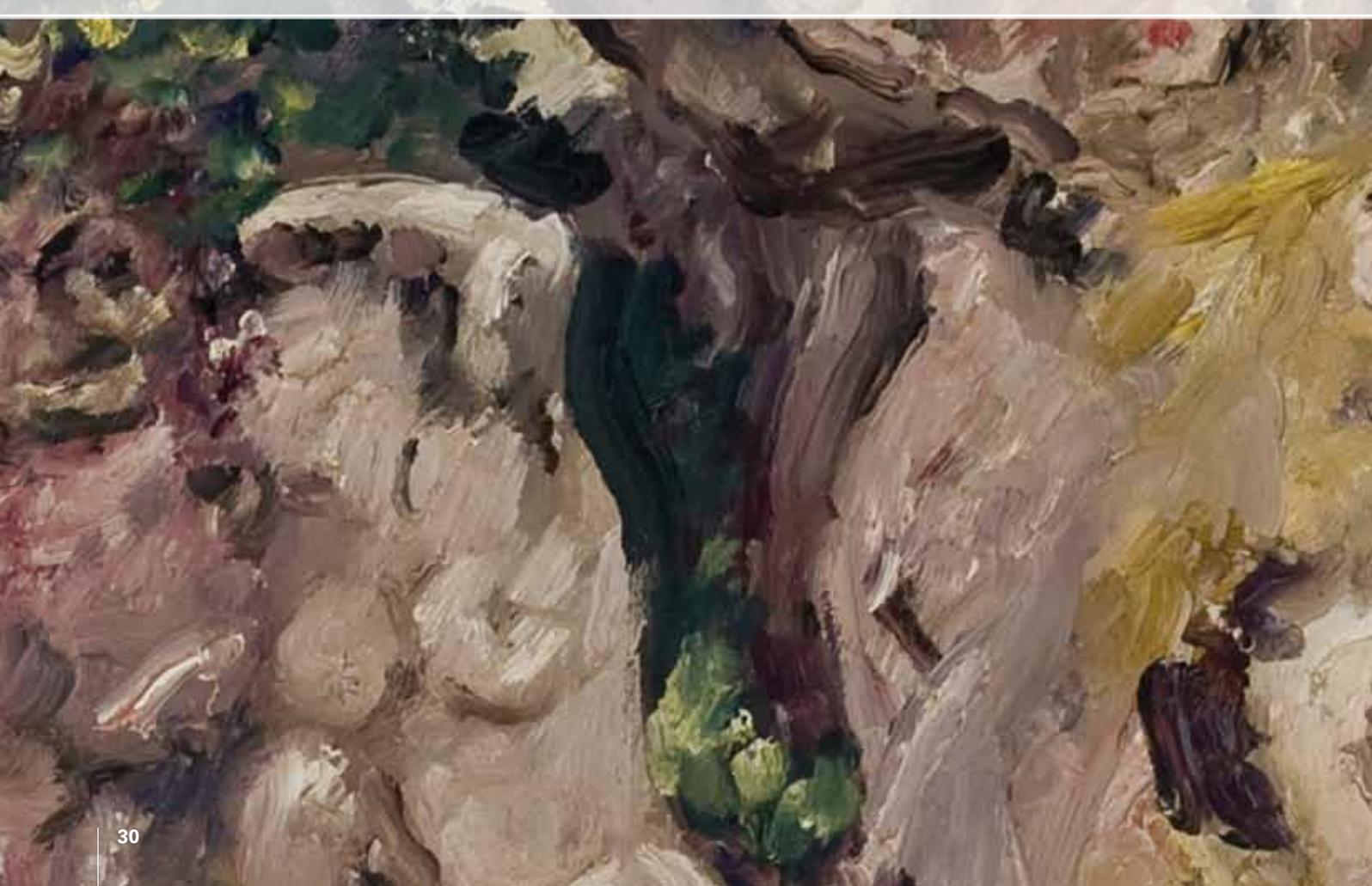


CONGRESSZENTRUM MARBURG
ROSENPAK

Congresszentrum Marburg · Anneliese Pohl Allee 3 · 35037 Marburg · Telefon 06421 6005226
info@cz-marburg.de · www.cz-marburg.de



**Kunst
ohne
Bindestrich**



Ruhe vor dem Sturm: Noch wird die Gemäldegalerie der Marburger Universität saniert. Aber was kommt nach der bilderlosen Zeit? Großzügige Räume, neue Rundgänge, Öffnung zur Gegenwart: Museumsdirektor Christoph Otterbeck hat viel vor.

Die Kunst muss warten. An den Wänden des Universitätsmuseums gähnt die Leere, die Ausstellungssäle sind ausgeräumt. Die Fassade des Ernst-von-Hülsen-Hauses ist mit Planen verhüllt, hinter denen die Renovierungsarbeiten voranschreiten. Christoph Otterbeck hofft, dass bald auch im Inneren saniert werden kann.

Marburger Unijournal: Herr Otterbeck, Sie leiten seit verganginem Jahr das Museum der Philipps-Universität. Welches Konzept verfolgen Sie für das Kunstmuseum im Ernst-von-Hülsen-Haus?

Christoph Otterbeck: Das Museum erfüllt zwei wichtige Funktionen. Hier kann man an

Originalen wissenschaftlich arbeiten, so dass Studierende in die kuratorische Praxis eingeführt werden. Aber seit den Anfangstagen erfüllt das Museum auch eine wichtige öffentliche Aufgabe für das Kunstpublikum der Stadt Marburg, der Region und alle Interessierten. Es gibt ja in Marburg kein anderes

Kunstmuseum. Hier im Ernst-von-Hülens-Haus befindet sich die große Begegnungsstätte für die alte und die moderne Kunst. Das Museum wird sich ganz gezielt an breite Bevölkerungskreise wenden. Das wird auch im architektonischen Konzept spürbar, so dass die museumspädagogische Arbeit im frühen Kindesalter beginnen kann und als kulturelle Bildung weitergeführt wird. Wir streben eine Ausweitung des Museumskonzeptes an, das von klassischer Kunstpräsentation auf neue Vermittlungsformen ausgreift.

Stellen Sie die ursprüngliche Raumkonzeption wieder her?

Ja – dies ist vor allem im Inneren ein sehr großzügiger, eleganter Bau. Eine Grundsatzentscheidung der Sanierung besagt, dass der denkmalgeschützte Bau in seiner Gestalt zu respektieren sei – auch, weil wir überzeugt sind, dass Vieles aus dem Eröffnungsjahr 1927 sehr gelungen ist: Eine abwechslungsreiche Folge von schönen Räumen. Sie ist in den letzten Jahrzehnten beeinträchtigt worden, weil etliche Säle stillgestellt oder umgewidmet worden sind. Einige davon werden zurückkommen, so dass die beiden Rundgänge im Erdgeschoss und im Obergeschoss wieder geöffnet werden können. Ein großzügiges Raumprogramm soll endlich wieder voll erlebbar werden.

Im Zuge der Neukonzeptionierung findet gerade eine Art Auslotung der Geschichte statt, ein Reflexionsprozess. Wir wollen wissen: Welches Ursprungskonzept kam hier zum Zuge? Welche frühen Entscheidungen tragen heute noch, und wo brauchen wir neue Antworten auf die Fragen unserer Zeit?

Ein eigenes Kunstmuseum einer Hochschule gibt's ja überhaupt nur selten, oder? Es ist schon fast einmalig.

Ja, gemessen an der Größe der Stadt Marburg haben wir hier zwei sehr bedeutende Museen, die zusammen das Museum für Kunst und Kulturgeschichte der Philipps-Universität Marburg bilden, und zwar „Kunst“ ohne Bindestrich: Das Kunstmuseum befindet sich im Ernst-von-Hülens-Haus, das Museum für Kul-



Kunst als Erlebnis (diese Doppelseite von links): Werke aus dem Unikunstmuseum von Paul Klee...

turgeschichte seit 1981 im Landgrafenschloss. Das ist für eine Universität ein großer Schatz, ein riesiger Wert, auch im Hinblick auf Forschung und Lehre. An anderen Universitätsstandorten sind die Sammlungen der Hochschule meist viel kleiner

Zukunft einer sehr guten Nachbarschaft.

Welche Bedeutung des Museums sehen Sie über die Stadt hinaus für deren Umgebung?

Das Haus entwickelt natürlich eine Strahlkraft für die Region. Zwischen Kassel und Frankfurt

Die Sammlungen sind also älter als das Gebäude, das dann als Wunsch Erfüllung hinzukam. In den Zwanzigerjahren ist die Realisierung des Museums nur gelungen, weil die Öffentlichkeit den Prozess unterstützte. Es gab eine große Spendenkampagne, die zum 400-jährigen Jubiläum der Universität gestartet wurde. Damals kam es zu einer breiten Anteilnahme der Stadt Marburg, die das Baugrundstück stellte, der Bevölkerung, aber auch anderer Kommunen und der Wissenschaftler. Die Kunstsammlung formte sich von dem Moment an, als man sich für das Museum zu engagieren begann. *Hatte nicht der Kunsthistoriker Richard Hamann schon eine Lehrsammlung eingerichtet, ehe er das Museum gründete?* Hamann hat als Privatmann gesammelt und im Institut Kunstausstellungen veranstaltet, auch aktuelle Kunst. Diese Entscheidung für die Gegenwart, die Hamann getroffen hat, lässt sich dann auch bei der Ersteinrichtung des Museums im Jahr 1927 beobachten, da haben wir einen Raum speziell für die Gegenwartskunst. Damals beteiligten

„Das großzügige Raumprogramm soll endlich wieder erlebbar werden.“

als die am Ort sonst ansässigen Museen. Hier ist es umgekehrt. *Sie haben einmal den Ausdruck „Kulturmeile“ für das Umfeld des Museums verwendet. Können Sie das erläutern?*

Ich sehe bereits jetzt eine Art Kulturmeile, die mit der „Alten Universität“ beginnt und sich dann über Kunstverein, Kino, Museum, Hörsaalgebäude, Theater und Volkshochschule in einem großen Bogen nach Norden erstreckt, bis zur Stadtbücherei und Elisabethkirche. Ich schätze diesen sehr reichen Schauplatz, und es gilt, die Vernetzung noch stärker erlebbar zu machen. Da glaube ich an die

ist das Universitätsmuseum ein herausragender Ort, um die Vergangenheit zu verstehen und der Kunst zu begegnen.

Wie hat das Haus so eine Bedeutung erlangt? Können Sie die Vorgeschichte erläutern?

Der Wunsch nach einem Museum bestand in Marburg schon seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Die Sammlungen sind an verschiedenen Orten gewachsen. Einerseits entwickelte sich im Geschichtsverein die Sammlung hessischer Altertümer von Ludwig Bickell. Im archäologischen Institut wurden Gipsabgüsse und auch Originale klassischer Kunst gesammelt.



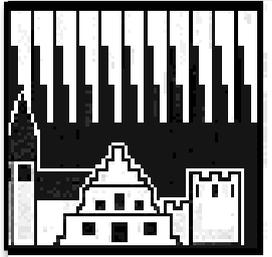
... Alexander Kanoldt und Clemens Mitscher; Seite 30/31: „Bacchanal“ von Lovis Corinth, 1921 (alle Fotos zeigen Ausschnitte der Originale)

sich viele Künstler, die Hamann persönlich kannten, mit Werkspenden. Es gab auch Ankäufe von wirklich aktuellen Werken, beispielsweise von Georg Kolbe; Käthe Kollwitz und Oskar Moll steuerten ebenfalls Künstler-spenden bei. Die Fokussierung auf die Gegenwart wurde mit Ausstellungen zeitgenössischer Kunst fortgesetzt. Mittlerweile ist ein breites Panorama der Kunst des 19. und 20. Jahrhunderts entstanden. Und ich beabsichtige, die Öffnung zur Gegenwart beizubehalten.

Im Laufe der Zeit sind ja mehrere Sammlungen erworben worden. Wie prägen die Kollektionen von Hamann, Rainer Zimmermann und Hilde Eitel das

Gesicht des Museums?
Das Museum hat auf jeden Fall einen eigenen Charakter, der durch das Wechselspiel sehr unterschiedlicher Persönlichkeiten mitbestimmt ist, die alle eine starke Leidenschaft für die Kunst hatten: die Stifter und natürlich auch die Direktoren. Die Werkgruppen der Sammler interpretieren die Kunstgeschichte unterschiedlich: Hamann hatte einen weiten Blick, der ganz aktuelle Positionen einbezog. Die Sammlung von Hilde Eitel versammelt einen großen Teil wichtiger Namen der Kunstgeschichte nach 1945 bis in die 1960er Jahre. Das ist für das Museum ein Riesenschritt im Hinblick auf Vermittlung von Avantgarde-

kunst in Marburg.
Können Sie ein paar Namen nennen?
Lucio Fontana, Jean Dubuffet, Josef Albers, Yves Klein, Rupprecht Geiger, Heinz Mack... Das sind alles klingende Namen, die für eigenständige Positionen stehen, die heute gesichert sind. Aber als Hilde Eitel sich dafür begeisterte, handelte es sich noch um Experimente. Die zukünftige Präsentation dieser Sammlung ist eine außerordentliche Horizonterweiterung für das Museum. Wir planen, zur Wiedereröffnung die Sammlung komplett zu zeigen, auch mit den Arbeiten auf Papier – zeitlich natürlich begrenzt, weil die lichtempfindlichen Arbeiten



HÖFELD - RESTAURIERUNG

**Bauhistorische Untersuchung
Wandmalerei- und
Wandmalereigestaltung
Dokumentation in der
Baudenkmalpflege**

Seit 30 Jahren Erfahrung
mit
Restaurierung
und
bauhistorischer Farbuntersuchung
an denkmalgeschützten Gebäuden

Dorfmitte 9
35043 Marburg
Telefon: 06421-78584
Mobil: 0172-9113368
Fax: 06421-972290
E-Mail: hoehfeld-restaurierung@t-online.de

Die Elektroplanung für
Stark- und Schwachstrom, Daten- und Sicherheitstechnik gibt es vom

Ingenieurbüro
Hartmut Schaub & Norbert Kühn
Elektrotechnik GbR · Tilsiter Straße 3 · 35043 Marburg
Telefon (06421) 953504-0 · Telefax (06421) 953504-17
e-Mail: SchaubKuehn@aol.com



Qualitätsmanagement
Wir sind zertifiziert
DIN EN ISO 9001:2008
DIN EN ISO 14001:2004



Vds
Vollqualifiziertes Institut für die
Planung von Bauwerken
gemäß DIN 18202



▲ Beratung
▲ Planung
▲ Ausschreibung
▲ Bauleitung
▲ Abnahme
▲ Projektbetreuung



Grün, Farbe der Hoffnung: Dahinter verbirgt sich, was aus dem Kunstmuseum Marburg wird.

Hülle und Fülle

Die Philipps-Universität wirbt mit der Kampagne „Kunst braucht Raum – Mehr Museum für Marburg“ um Spenden.

Das Museum im Zentrum Marburgs wurde im Jahr 1927 zum 400. Jubiläum der Universität eröffnet. Damals, in wirtschaftlich schwieriger Zeit, ist es mit vereinten Kräften gelungen, die Finanzmittel für den Kulturbau einzuwerben. Nach mehr als 85 Jahren ist es unumgänglich, das denkmalgeschützte Gebäude zu sanieren, um

- das Museum barrierefrei zugänglich zu machen,
- die Kunstwerke in ansprechenden und klimatisch geeigneten Räumen zu präsentieren,
- museumspädagogische Aktivitäten für Kinder und Jugendliche zu ermöglichen, sowie
- sinnvolle Rundgänge zu gestalten, die Kunst zu einem Erlebnis machen.

Die umfangreichen Maßnahmen werden in mehreren Bauabschnitten umgesetzt. Für die anspruchsvolle Innensanie-

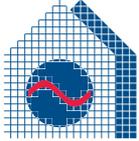
rung benötigt die Universität dringend Spenden, um die über Marburg hinaus wertvolle Kunstsammlung bald in angemessenen Räumen zeigen können. Privatpersonen, Firmen und Gruppen erhalten durch Ihre großzügige Spende nach der Wiedereröffnung des Kunstmuseums besondere Vergünstigungen.

Spendenkontonummer: 108
Sparkasse Marburg-Biedenkopf BLZ 533 500 00
Verwendungszweck: 87003045 Kunstmuseum
Empfänger: Philipps-Universität Marburg

Information: Stabsstelle Freunde und Förderer
 Sekretariat: 06421/28 250 39,
 E-Mail: susanne.rommel@verwaltung.uni-marburg.de

INGENIEURBÜRO ASSMANN
GmbH & Co. KG

TECHNISCHE GEBÄUDEAUSRÜSTUNG



- Sanitärtechnik
- Heizungstechnik
- Lüftungstechnik
- Elektrotechnik
- Labortechnik

- Analysen
- Beratung
- Planung
- Bauleitung
- Gutachten

Tel. 0 27 73/833-0
Fax 0 27 73/833-77

Bitzenstr. 11 b
35708 Haiger

info@ib-assmann.eu
www.ib-assmann.eu



Sachverständigen- Gutachten
 - Fischerei - Asbest

Betrieblicher Umweltschutz
Externe Betriebsbeauftragte
 - Abfall / - Abwasser / - Immissionsschutz

Untersuchungen auf
Innenraum-Schadstoffe

Schadstoff- Sanierungen
 - Sanierungskonzepte, Ausschreibung,
 Fachbauleitung, Bauüberwachung

SiGe Koordination

Neue Kasseler Str. 7a, 35039 Marburg
 fon 0 64 21 - 889 13-0
 mail info@buk-marburg.de

Postfach 11 29, 35001 Marburg
 fax 0 64 21-889 13-20
 web www.buk-marburg.de

ja eines besonderen Schutzes bedürfen. Zum Auftakt soll die ganze Fülle erlebbar sein.

Wie geht der Sammlungsausbau weiter?

Wir werden für die Sanierung und die Museumseinrichtung so viel Geld benötigen, dass man nicht zur selben Zeit im großen Stile Einkäufe wird realisieren können. Aber vielleicht gibt es ja eine Anziehungskraft des neuen, strahlenden Museums auf weitere Persönlichkeiten, die es dann unterstützen.

Können Sie selbst gestalten?

Wir haben keinen großen Ankaufsetat. Aber über die Jahre ist doch Einiges möglich. Meine Vorgänger haben den Charakter der Sammlung ja auch mitbestimmt und programmatisch Werkgruppen versammeln können. Ankäufe sind zum Beispiel mit Geld des Freundeskreises möglich. Auch die Sparkassen-Kulturstiftung ist immer wieder helfend beigesprungen.

Kunst hat heute oft einen Event-Charakter. Das müssen Sie jetzt auch bedienen, oder?

Es ist räumlich auf jeden Fall möglich. Kunstwerke haben es vielleicht in unserer Zeit, die hektischer und schneller geworden ist, schwerer, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Das

Haus wird beides bereithalten: Den ruhigen Raum für die ästhetische Erfahrung, aber auch die Möglichkeit, sich im Dialog, mit neuen Fragestellungen debattierend vor den Kunstwerken aufzuhalten. Es wird eigene Räume für die Museumspädagogik geben – und immer wieder Gelegenheiten für experimentelle Ausstellungen, Vorträge, mediale Vorführungen. Die Kunst wird nicht nur schweigend präsent sein, sie wird ver-

„Die Kunst wird nicht schweigen, sie wird vermittelt werden.“

mittelt werden. Natürlich ist es wichtig, schon bei der Wiedereröffnung neue Formate entwickelt zu haben.

Das müssen Sie dann parallel zur Vorbereitung und Begleitung des Umbaus leisten.

Es ist mir klar, dass es eine ungeheure Herausforderung ist, zugleich mit der Planung des Baus auch die innerräumliche Ordnung und eben auch schon ein Programm zu entwerfen. Ich möchte dafür das ganze Umfeld begeistern. An dieser Universität gibt es eine große Nähe von Mu-

seum und Wissenschaft. So bietet es sich natürlich an, das Angebot von Vorträgen und Diskussionsveranstaltungen auszuweiten. Daneben sind Kooperationen im Bereich Musik und Theater denkbar.

Können Sie den Konzertsaal einbeziehen, der zum Ernst-von-Hülsen-Haus gehört?

Unter anderem; es zeichnet sich ab, dass es architektonisch eine Gelenkstelle zwischen den Oberlichtsälen und dem Kon-

zertsaal geben wird. Hier existiert ein altes Fluchttreppenhäus, in das ohnehin neue Türen eingebrochen werden müssen. Zu besonderen Anlässen ist es durchaus möglich, dass man da dann auch mal vom Konzertsaal ins Museum geht und umgekehrt.

Wie sieht der Zeitplan der Bauvorhaben aus?

Es ist klar, dass sich die Gesamt-sanierung des Ernst-von-Hülsen-Hauses in mehreren Stufen vollziehen wird. Die Außenhautsanierung ist vollfinanziert durch

das Land Hessen. Unser Ziel ist es, die Maßnahme durch die Innensanierung zu komplettieren. Dazu beginnt nun auch eine Spendenkampagne.

Wann ist die Außenhautsanierung abgeschlossen?

Im Frühjahr 2014, wenn alles nach Plan läuft.

Und wann fangen Sie im Inneren an?

Die Vorplanungen haben bereits begonnen. Baubeginn soll im Sommer 2014 sein.

Äußerst anspruchsvoll.

Es machen ja alle mit! In den 1920er Jahren lief die Realisierung des Ernst-von-Hülsen-Hauses quasi wie ein Wunder gegen alle Widerstände in kurzer Zeit; wir werden sehen, ob wir das im 21. Jahrhundert wieder schaffen können. Das Ziel ist die Teileröffnung zum Jahresende 2015.

Das Kunstmuseum kann sich in Marburg noch mehr als zuvor zu einem inspirierenden Ort und wichtigen kulturellen Faktor entwickeln. Das wird im Bau spürbar sein, und wir sind überzeugt, dass diese Öffnung auch begrüßt und begleitet wird durch das bürgerschaftliche Engagement.

>> Die Fragen stellte Johannes Scholten

Zur Person: Christoph Otterbeck

Der Mann eifert seinem Namenspatron nach: Christoph Otterbeck muss eine Menge schultern. Seit Frühjahr 2012 leitet der promovierte Kunsthistoriker das Museum für Kunst und Kulturgeschichte der Philipps-Universität Marburg, das vor der Sanierung und einer Neukonzeption steht.

Der 45-jährige Familienvater ist in Marburg kein Unbekannter: Schon seit dem Jahr 2006 war Otterbeck an mehreren Ausstellungen des Universitätsmuseums beteiligt, etwa an „Wege zur Moderne. Richard Hamann als Sammler“; 2008 entstand mit Studierenden im Rahmen der universitären Lehre die Präsentation „BILD BUCH WORT WELT. Moderne Kunst und ihre Akteure“.

Nach einem Studium der Kunstgeschichte, Religionswissenschaft und Ethnologie in Marburg und Fribourg

(Schweiz) wurde Otterbeck mit einer Arbeit promoviert, die den Künstlerreisen von Nolde, Pechstein und Kandinsky sowie der berühmten Tunisreise von Paul Klee und August Macke gewidmet ist.

Schon früh legte er seinen Schwerpunkt auf die Museumsarbeit. So kuratierte er im Jahr 1997 eine Beuys-Ausstellung im Kunsthaus Kaufbeuren. Später war der Expressionismusexperte für das Museum Folkwang in Essen, das Zentrum Paul Klee in Bern und das Deutsche Historische Museum in Berlin tätig. 2011 rekonstruierte er als Kurator für das Museum Giersch in Frankfurt die facettenreiche expressionistische Szene im Rhein-Main-Gebiet.

Foto: Angela Weber





Die Kunst der Revolte

Revolution als Patchwork: Georg Büchner und seine Mitverschwörer rangen zäh um die Ziele ihres Aufstands, wie „Der Hessische Landbote“ verrät – wenn man ihn zu lesen weiß. Die Spuren dieses Ringens führen von Darmstadt nach Marburg, berichtet Burghard Dedner.

An der Herstellung wichtiger Texte sind normalerweise mehr als ein Kopf und mehr als ein Gedankensystem beteiligt. Das gilt auch für die wohl bedeutendste Flugschrift zwischen den Bauernkriegen und dem Kommunistischen Manifest, den „Hessischen Landboten“.

Im Studienjahr 1833/34 studierte Büchner in Gießen. Einige radikale Gießener Studenten und Handwerker hatten sich im April 1833 am Frankfurter Wachensturm beteiligt. Büchner gründete mit einigen von ihnen in Gießen sowie in Darmstadt eine Sektion der sozialrevolutionären „Gesellschaft der Menschenrechte“. Außerdem nahm er Kontakt zu einem Beteiligten am Wachensturm auf, zu dem Butzbacher Rektor Friedrich Ludwig Weidig. In Absprache mit ihm verfasste Büchner im März 1834 den „Hessischen Landboten“. Er gab ihr das aus den französischen Revolutionskriegen stammende und noch heute gern zitierte Motto: „Friede den Hütten! Krieg den Pallästen!“

Weidig erhielt Büchners Flugschrift im Mai 1834 und reagierte mit der Bemerkung, sie „müsse vortreffliche Dienste thun, wenn sie verändert werde.“ Er beschloss, mit der Flugschrift eine groß angelegte publizistisch-revolutionäre Offensive zu eröffnen. Er organisierte Oppositionellentreffen in Wiesbaden und auf der Badenburg bei Lollar. Hauptanwesende waren er selbst, der Arzt Leopold Eichelberg aus Marburg und Büchner aus Gießen, außerdem eine Reihe weiterer Gießener und Marburger Oppositioneller. Mit ihnen gründete Weidig einen Oberhessischen Pressverein. Er hatte inzwischen Büchners Flugschrift überarbeitet und ihr den Reihentitel „Der Hessische Landbote“ gegeben. Gegen Büchners Widerstand einigten sich die Anwesenden auf diese

links: Eine glatte Sensation? Das neu aufgefundene Portrait von August Hoffmann soll Georg Büchner zeigen; rechts: Die Flugschrift „Der Hessische Landbote“

Fassung. Sie wurde ab Mitte August 1834 verteilt. Weidig und Eichelberg organisierten im November eine zweite, leicht veränderte Auflage.

Schon am 1. August 1834 war jedoch in Gießen ein Kurier nach einer Denunziation mit 139 Exemplaren der Flugschrift festgenommen worden. Die übrigen Beteiligten wurden, soweit sie nicht fliehen konnten, im Frühjahr 1835 verhaftet,

„Er nahm ihn schwebend in die Höhe: Er habe das Rechte gesagt!“

Büchner selbst flüchtete Anfang März 1835 nach Straßburg.

So weit die nicht ganz unbekanntere Entstehungsgeschichte. Schauen wir nun, wie sich diese auf den Inhalt der acht Seiten ausgewirkt hat. Etwa in deren Mitte heißt es:

„Diese Regierung ist nicht von Gott, sondern vom Vater der Lügen. Diese deutschen Fürsten sind keine rechtmäßige Obrigkeit,

sondern die rechtmäßige Obrigkeit, den deutschen Kaiser, der vormals vom Volke frei gewählt wurde, haben sie seit Jahrhunderten verachtet und endlich gar verrathen. (...) – Doch das Reich der Finsterniß neiget sich zum Ende. Ueber ein Kleines und Deutschland, das jetzt die Fürsten schinden, wird als ein Freistaat mit einer vom Volk gewählten Obrigkeit wieder auferstehn. Die heilige

Schrift sagt: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist. Was ist aber dieser Fürsten, der Verräther? – Das Theil von Judas!“

Den Behördenvertretern muss der Atem gestockt haben, als sie das lasen. Büchner orientierte sich an verbreiteten und für verbürgt gehaltenen historischen Erzählungen und zog in drastischen Worten die daraus ableitbaren Konsequenzen. Die

Erzählung war völlig im Sinne Weidigs und der Marburger.

Kommen wir zu der zweiten Schicht. Im „Landboten“ heißt es:

„Im Jahr 1789 war das Volk in Frankreich müde, länger die Schindmähre seines Königs zu seyn. Es erhob sich und berief Männer, denen es vertraute, und die Männer traten zusammen und sagten, ein König sey ein Mensch wie ein anderer auch, er sey nur der erste Diener im Staat, er müsse sich vor dem Volk verantworten und wenn er sein Amt schlecht verwalte, könne er zur Strafe gezogen werden. Dann erklärten sie die Rechte des Menschen: Keiner erbt vor dem andern mit der Geburt ein Recht oder einen Titel, keiner erwirbt mit dem Eigenthum ein Recht vor dem andern. Die höchste Gewalt ist in dem Willen Aller oder der Mehrzahl. Dieser Wille ist das Gesetz.“

Der erste Teil dieser Erzählung gilt Frankreichs Umwandlung in eine Republik nach dem Verfassungsbruch des Königs 1792. Das war wiederum in Weidigs Sinne. Der zweite Teil der Erzählung ist amerikanisch-westeuropäischer Herkunft. Er handelt von unveräußerlichen Menschen- und Bürgerrechten, über die jedes einzelne menschliche Wesen von Natur aus verfügt. Erstes Rechtsprinzip ist, dass alle Menschen frei und als Bürger in ihren Rechten gleich sind. Daraus ergibt sich die Forderung eines gleichen Wahlrechts für alle.

Das war nicht Weidigs Meinung. Er dachte nicht in der Kategorie von Menschenrechten, sondern von Volksrechten, und so war über Frage „gleiches Wahlrecht oder nicht?“ pragmatisch zu entscheiden. Gegen eine positive Antwort sprach seine Pöbelangst, die Angst vor den Armen, was Büchner abschätzig als „Aristokratismus des Weidig“ bezeichnete, wie August Becker überliefert. Vielleicht machte diese Beschimpfung Eindruck auf Weidig; jedenfalls gab er in dieser Frage nach.

Soweit der zweite Teil der Flugschrift; was Büchner im ersten Teil seinen Lesern, den Bauern und Handwerkern in

Der Hessische Landbote.
Erste Botschaft.

Darmstadt, im Juli 1834.

V o r b e r i c h t.

Dieses Blatt soll dem hessischen Lande die Wahrheit melden, aber wer die Wahrheit sagt, wird gehenkt, ja sogar der, welcher die Wahrheit liest, wird durch meinedige Richter vielleicht gehängt. Darum haben die, welchen dies Blatt zukommt, folgendes zu beobachten:

- 1) Sie müssen das Blatt sorgfältig außerhalb ihres Hauses vorder Polizei verwahren;
- 2) sie dürfen es nur an treue Freunde mittheilen;
- 3) denen, welchen sie nicht trauen, wie sich selbst, dürfen sie es nur heimlich hintegen;
- 4) welche das Blatt dennoch bei Einem gefunden, der es gelesen hat, so muß er gefesselt, daß er es eben dem Kreisrath habe bringen wollen;
- 5) wer das Blatt nicht gelesen hat, wenn man es bei ihm findet, der ist natürlich ohne Schuld.

Friede den Hütten! Krieg den Pallästen!

Im Jahr 1834 sehet es aus, als würde die Bibel Lügen gestraft. Es sieht aus, als hätte Gott die Bauern und Handwerker am 5ten Tage, und die Fürsten und Vornehmen am 6ten gemacht, und als hätte der Herr zu diesen gesagt: Herrschet über alles Gethier, das auf Erden kriecht, und hätte die Bauern und Bürger zum Gewürm gezählt. Das Leben der Vornehmen ist ein langer Sonntag, sie wohnen in schönen Häusern, sie tragen zierliche Kleider, sie haben feiste Gesichter und reden eine eigne Sprache; das Volk aber liegt vor ihnen wie Dünger auf dem Acker. Der Bauer geht hinter dem Pflug, der Vornehme aber geht hinter ihm und dem Pflug und treibt ihm mit den Ochsen am Pflug, er nimmt das Korn und läßt ihm die Sappeln. Das Leben des Bauern ist ein langer Werktag; Fremde verzehren seine Acker vor seinen Augen, sein Leib ist eine Schwielle, sein Schweiß ist das Salz auf dem Tische des Vornehmen.

Im Großherzogthum Hessen sind 718,373 Einwohner, die geben an den Staat jährlich an 6,363,364 Gulden, als

1) Direkte Steuern	2,128,131 fl.
2) Indirecte Steuern	2,478,264 „
3) Domänen	1,547,394 „
4) Regalien	46,938 „
5) Geldstrafen	98,511 „
6) Verschiedene Quellen	64,198 „
	6,363,363 fl.

Dies Geld ist der Blutgehnte, der von dem Leib des Volkes genommen wird. Mit 700,000 Menschen schweigen, stöhnen und hungern

Hessen, eigentlich sagen wollte, hat er einem Freund so erklärt: „man muß ihnen zeigen und vorrechnen, daß sie einem Staate angehören, dessen Lasten sie größtentheils tragen müssen, während andere den Vortheil davon beziehen; – daß man von ihrem Grundeigenthum, das ihnen ohnedem so sauer wird, noch den größten Theil der Steuern erhebt, – während die Capitalisten leer ausgehen; daß die Gesetze, welche über ihr Leben und Eigenthum verfügen, in den Händen des Adels, der Reichen und der Staatsdiener sich befinden u. s. w.“

Überkonkret stellte Büchner diese Umverteilung dar in Redefiguren von Körperverwertung: In Darmstadt stehen „stattliche Häuser, die aus den Knochen des Volks gebaut sind“; darin brennen „Lampen ..., aus denen man mit dem Fett der Bauern illuminiert“. Deren „Schweiß ist das Salz auf dem Tische des Vornehmen“.

Diese Ausfälle gegen das Steuersystem wurden von Weidig und danach von den Marburger Angehörigen des Oberhessischen Pressverein gebilligt. Nicht gebilligt, sondern getilgt wurde Büchners Kritik an den Landständen, also an den Parlamenten. In einem Brief an seine Eltern schrieb Büchner:

„Unsere Landstände sind eine Satyre auf die gesunde Vernunft, wir können noch ein Säculum damit herumziehen, und wenn wir die Resultate dann zusammennehmen, so hat das Volk die schönen Reden seiner Vertreter noch immer theurer bezahlt, als der römische Kaiser, der seinem Hofpoeten für zwei gebrochene Verse 20,000 Gulden geben ließ.“

Tatsächlich sah Büchner in den Landständen nicht mehr als ein Machtinstrument der Reichen zur Durchsetzung ihrer Interessen, und er soll geäußert haben: „Sollte es diesen Leuten gelingen, ... die deutschen Regierungen zu stürzen und eine allgemeine Monarchie oder auch Republik einzuführen, so bekommen wir hier einen Geldaristokratismus wie in Frankreich, und lieber soll es bleiben, wie es jetzt ist.“ Es versteht

Schreiben mit Skalpell

Jubiläumsausstellung zeigt Büchners Textwerkstatt

„Neben E. T. A. Hoffmann und Heinrich Heine ist Georg Büchner der bedeutendste deutsche Dichter des frühen 19. Jahrhunderts“, bekundet Burghard Dedner, Leiter der Marburger „Forschungsstelle Georg Büchner“. Noch nach seiner Vermählung vermag das bedeutende Dramatikers zu fesseln kurze, belebende des Re- Zum Jubiläum Forschungsstelle zu- Institut Mathildenhöhe Darmstadt eine Ausstellung, die es erlaubt, räumlich wie gedanklich in die Welt Büchners einzutauchen und einem der großen Schreibstrategen der Weltliteratur bei der Arbeit zuzuschauen.



Georg Büchner. Revolutionär mit Feder und Skalpell
Mathildenhöhe Darmstadt, 13.10.2013 – 16.2.2014

sich, dass Weidig derartige Ausfälle gegen Leute, die er als Bundesgenossen betrachtete, rigoros abschwächte.

Ein zweiter Punkt, an dem Weidig eingriff, betraf Büchners Zuspitzung des sozialen Konflikts auf die Formel „Arme gegen Reiche“. Die strittige Formel erregte seit je Angst und wurde in der Spätphase der Revolution noch furchterregender, da die Sozialrevolutionäre sie im positiven Sinne, als eigenes Kampfprogramm, verwendeten. Weidig änderte den Text mit dem Argument, Büchners Ausdrucksweise „werde die Wirkung stören, weil selbst in jedem Dörfchen der Unterschied zwischen arm und reich bestehe, man müsse darum statt ‚Reichen‘ sagen: ‚die Vornehmen‘“. Das bedeutet: Weidig führte die sozialrevolutionäre Schrift zurück in die Bahnen des antiabsolutistischen Kampfes.

Außerdem fügte Weidig ein Thema hinzu, das ihm mehr am Herzen lag als Büchner: nämlich die Schaffung eines einheitlichen deutschen Staates. Von Büchner ist überliefert, dass er „sich mit dem ganzen Wesen die Einheit der deutschen Familie ersehnte“, aber das Thema war ihm nachrangig gegenüber dem einer demokratischen Republik. Für den Theologen Friedrich Ludwig Weidig war die Einheit Deutschlands dagegen das vorrangige Ziel seines politischen Kampfes und hatte den Rang eines religiösen Auftrags.

Die Flugschrift lag im Frühjahr 1834 irgendwo im Heu einer Scheune in Butzbach, und zu der erwähnten Versammlung auf der Badenburger am 3. Juli 1834 konnte sie Weidig aus Angst vor der Polizei natürlich nicht mitnehmen. Büchner wusste, was er geschrieben, Weidig wusste, was er verändert hatte; die übrigen Mitglieder waren auf das angewiesen, was die beiden in einer anscheinend heftigen Auseinandersetzung ihnen vortrugen. In dieser Auseinandersetzung stellte sich der Marburger Hutmacher Kolbe auf die Seite Büchners. „Er fiel diesem mehrmals um den Hals und herzte ihn, er nahm ihn

2493. **S t e c k b r i e f.**
Der hierunter signalisirte Georg Büchner, Student der Medizin aus Darmstadt, hat sich der gerichtlichen Untersuchung seiner indicirten Theilnahme an staatsverrätherischen Handlungen durch die Entfernung aus dem Vaterlande entzogen. Man ersucht deshalb die öffentlichen Behörden des In- und Auslandes, denselben im Betretungsfalle festzunehmen und wohlverwahrt an die unterzeichnete Stelle abliefern zu lassen.
Darmstadt, den 13. Juni 1835.
Der von Großh. Hess. Hofgericht der Provinz Oberhessen bestellte Untersuchungs-Richter, Hofgerichtsrath
Georgi.
Personal-Beschreibung.
Alter: 21 Jahre,
Größe: 6 Schuh, 9 Zoll neuen Hessischen Maases,
Haare: blond,
Stirne: sehr gewölbt,
Augenbraunen: blond,
Augen: grau,
Nase: stark,
Mund: klein,
Bart: blond,
Kinn: rund,
Angesicht: oval,
Gesichtsfarbe: frisch,
Statur: kräftig, schlank,
Besondere Kennzeichen: Kurzsichtigkeit.

Frisch, aber kurzichtig: Die Behörden fahndeten nach dem Flüchtigen.

schwebend in die Höhe und trug den Büchner herum mit der Aeußerung: Anders könne es nicht gehn! er habe das Rechte gesagt!“ Insgesamt setzte sich Weidig auf der Badenburger mit seinen Abänderungen durch.

Vereinbart war, dass der ersten Nummer aus der anvisierten Reihe „Der Hessische Landbote“ alsbald eine zweite folgen sollte. Eichelberg schrieb eine zweite Nummer, die aber in Gießen von den dortigen Studenten nicht akzeptiert wurde. Eichelberg ermunterte den Dozenten der Marburger Oppositionellen, den Staatsrechtsprofessor Sylvester Jordan zu einem Beitrag. Jordan hatte sich negativ über die destruktive Wirkung des „Landboten“ geäußert, und so schrieb er nicht die zweite Nummer, sondern ein fünftes Heft in Weidigs Reihe „Leuchter und Beleuchter“. Im ersten Teil ging es um eine Kritik an Büchners Gleichheitsbegriff.

Anscheinend sprach Büchner auf der Badenburger von der sozialistischen Variante des Egalitarismus, und so ergriff Jordan die Gelegenheit, um die Dinge wieder zurecht zu rücken. Das war eigentlich unnötig, denn seine Leser konnten ja nicht wissen, dass Büchner etwas hatte verrücken wollen; aber Professoren sagen Sachen, nicht damit sie verstanden werden, sondern weil sie gesagt werden müssen. Jordan schrieb also:

„Wenn Euch gesagt wird, reißt alle gesetzlichen Schranken ein und theilet Euch in das Vermögen der Reichen, und man Euch versichert, dieß sei Freiheit und Gleichheit; werdet Ihr es glauben? Gewiß nicht. (...) Die Gleichheit bestehet wieder nicht darin, daß ein Jeder gleichviel besitze, gleichviel Vermögen habe; denn eine solche Gleichheit wäre gar nicht einmal möglich, weil ja nicht alle Menschen gleiche Talente, gleichen Fleiß, gleiche Sparsamkeit und gleiche Kräfte haben.“

Jordan wollte weitergehende egalitaristische Forderungen in Kurhessen per Flugschrift schon widerlegen, bevor sie noch jemand öffentlich erhoben hatte. Es zeigte sich, dass in dieser kleinen Gruppierung des Ober-

hessischen Pressvereins unvereinbare Gedanken aufeinander prallten. Weidig tat das pragmatisch Vernünftige. Er beförderte Jordans Text ebenso wenig zum Druck wie zuvor Büchners Extravaganzen. So verblieb der Text bei Eichelberg und kam mit den übrigen Prozessakten ins Marburger Staatsarchiv.

Da es dem oberhessischen Pressverein demnach noch immer an einer Flugschrift fürs Volk mangelte, kam man überein, den „Landboten“ nachzudrucken. Den Druck übernahm Ludwig August Rühle, der lei-

gend schon erzeugt habe. Er meinte, die habe man schon am Schnürchen.“ Jedoch schien es Eichelberg, dass dem eher destruktiv wirkenden Text eine positive Vision noch fehle. Also fügte er sie hinzu. Sie ist der wichtigste Marburger Beitrag zum „Landboten“.

Weidig hatte gegen Ende des Textes im prophetischen Stil des Alten Testaments geschrieben: „Aber wie der Prophet schreibet, so wird es bald stehen in Deutschland: der Tag der Auferstehung wird nicht säumen.“ Eichelberg schrieb im Anschluss:

„Dann wird der Hesse dem Thüringer, der Rheinländer dem Schwaben, der Westphale dem Sachsen, der Tyroler dem Baier die Bruderhand reichen. Die besten Männer aller Stämme des großen deutschen Vaterlandes werden, berufen durch die freie Wahl ihrer Mitbürger, im Herzen von Deutschland zu einem großen Reichs- und Volkstage sich versammeln, um da, wo jetzt die babylonische Hure, der Bundestag, nach

dem Willen der 34 Götzen Recht und Wahrheit verhöhnet, christlich über Brüder zu regieren.“ Und weiter: „Dann blühen Kunst und Wissenschaft im Dienste der Freiheit, dann blühen Kunst und Ackerbau und Gewerbe im Segen der Freiheit“.

Weidigs Art, den Nationenbegriff christlich und die Revolution alttestamentlich zu begründen, sind uns heute fremd geworden. Eichelbergs schöne Vision hat sich besser gehalten. Sie ist uns in Ton und Inhalt vertraut aus der bundesrepublikanischen Nationalhymne, sie ist also Teil unserer Staatsidee, und ich will sie nicht gering schätzen. Jedoch geniere ich mich immer, wenn ich die Spieler der Fußball-Nationalelf die Hymne singen sehe: Aus vollem Halse und überzeugt singt keiner. Mit Teilen von Büchners Text im Landboten können sich die Demonstrierenden von heute dagegen noch immer identifizieren. Die Geschichte hat den Katalog von Forderungen, die dieser Text enthält, anscheinend noch nicht abgearbeitet.

Gekürzte Fassung eines Vortrags zum Büchnerjahr. Der Autor leitet die Forschungsstelle Georg Büchner in Marburg.

Die Geschichte hat den Forderungskatalog dieses Textes noch nicht abgearbeitet.

tende Druckereiangestellte der Buchhandlung Elwert, ohne Wissen seines Arbeitgebers. Eichelberg und Weidig vereinbarten einige Änderungen. Vor allem bemerkenswert ist eine längere Hinzufügung, wie es scheint: aus der Feder von Leopold Eichelberg.

Dem Denunzianten Gustav Clemm zufolge sprach Eichelberg „von der guten Wirkung, die der Landbote unter den Curheßischen Bauern der Umge-

WWW.THEATER-MARBURG.DE

DIE WELT DER MÖGLICHKEITEN

HESSISCHES LANDES
THEATER MARBURG



Der Zettelkasten hat ausgedient

Genista (Kai Schreiber)



Papierkrieg gehört der Vergangenheit an: Die Uni Marburg verwaltet künftig alle Studienprozesse mit ein- und derselben Software – umso wichtiger ist es, die richtige zu beschaffen.

Marburger Uni-journal: Herr Vizepräsident, was ist unter „integriertem Campusmanagement“ zu verstehen?

Joachim Schachtner: Der Begriff „Campusmanagement“ steht für die Verwaltung des „student life cycle“, also des gesamten studentischen Lebenszyklus: von der Zulassung zu einem Studiengang über Lehrveranstaltungen und Prüfungen bis zum Studienabschluss. Die dazu gehörenden Prozesse werden künftig über ein zentrales System integriert, das heißt, die Daten von Studiengängen, Studierenden, Lehrenden, Veranstaltungen, Räumen und so weiter werden in einem System gehalten und die Software steuert die Abarbeitung der verschiedenen Prozesse.

Warum gibt es überhaupt Anlass, das bisherige System zu ändern?

Der Softwareanbieter HIS hat im Jahre 2008 kommuniziert, dass seine alte Softwaregeneration zur Studienverwaltung nur mehr bis 2014 unterstützt wird. Das ist die Software, die wir derzeit nutzen: Die Arbeitsabläufe werden von verschiedenen Modulen unterstützt, die nicht integriert sind.

Hätte man den Campusmanagementprozess nicht angestoßen, wenn das HIS-Programm nicht auslaufen würde?

Doch, dann hätten wir uns auch auf den Weg gemacht. Vor dem Hintergrund einer Massenuniversität und der Anforderungen, die man heute an ein Studien-

management hat, ist es überfällig, dass man mit einem leistungsstarken integrierten System mit umfangreichen Selbstbedienungsfunktionen arbeitet. Die Fachbereiche sind einfach nicht mehr zurechtgekommen mit der Verwaltung dieser Masse von Studierenden in den neuen, modularisierten Studiengängen. Das war letztendlich der ausschlaggebende Punkt, warum dieses Projekt eine hohe Akzeptanz gefunden hat.

Wie läuft die Studierendenverwaltung denn bisher?

Derzeit läuft das alles einzeln und nahezu unabhängig voneinander. Das Problem ist: Wir nehmen dieselben Daten immer wieder auf – bei der Bewerbung, bei der Einschreibung, bei der Einteilung von Kursen, vor Prüfungen. Wenn Sie in verschiedene Fachbereiche schauen, finden Sie ganz unterschiedliche Lösungen vor – sogar bei Fachbereichen, die einander von der Fachkultur her sehr ähnlich sind. Da gab es ja nie Vorgaben.

Das heißt, bisher waren einerseits die verschiedenen Prozesse nicht zusammengeführt, aber andererseits wurde sogar ein- und derselbe Prozess in verschiedenen Fachbereichen unterschiedlich gehandhabt?

Genau – vom Zettelkasten über den Einsatz von HIS-Modulen bis hin zu selbstgestrickter Software gibt es alles.

Inwiefern ist das ein Problem?

Ein Beispiel: Die meisten Lehramtsstudierenden studieren mindestens zwei Fächer, die von unterschiedlichen Fachbereichen bedient werden; es ist immer ein großes Problem gewesen, das zu koordinieren – so etwas wird künftig erheblich erleichtert.

Wie wollen Sie die vorgesehenen Änderungen umsetzen?

Unsere Lenkungsgruppe hat

eine Vorgehensweise empfohlen, der wir als Präsidium gefolgt sind: Ein zweistufiger Prozess mit Vorprojekt, Analyse, Grobkonzeption und danach die Auswahl und Implementierung eines Systems, das unseren Bedürfnissen am nächsten kommt.

Bei dem, was wir zur Zeit machen, geht es aber noch nicht um Softwarelösungen, sondern um die zugrundeliegenden Prozesse. Das ist die Kernaussage für dieses Projekt: Zuallererst schaut man, wie die Prozesse aktuell ablaufen und wie sie zu-

künftig ablaufen sollen. Wenn man die Anforderungen kennt, sucht man eine Software aus, die ermöglicht, was wir uns vorstellen.

Welche Aufgabe hat die Lenkungsgruppe, wer sitzt da drin?

Wir haben uns in dieser Gruppe zunächst so mit dem Thema beschäftigt, dass alle vom Gleichen reden. Wir haben gelernt, welches die Perspektiven von Lehrenden und von Studierenden und welches die unterschiedlichen Sichtweisen aus der Verwaltung und dem Rechenzentrum sind.

MULTI KANAL SERVICE

Damit sich alles um Sie dreht!

Filialen, Telefon-Banking, eBanking, Volksbank-App, Social Media, Live-Chat, sb-Bank, Homepage

Banking wie und wo Sie wollen.

Wir machen den Weg frei.

Mehr Kanäle - mehr Möglichkeiten

Jeder Mensch hat eigene Bedürfnisse, die sich flexibel aufgrund der individuellen Situation verändern können. Mit unseren innovativen Kanälen bestimmen Sie allein, wann und wie Sie Ihre Bankgeschäfte abwickeln und sich über alle Fragen rund ums Geld informieren.

Kontaktieren Sie uns - wie und wo Sie wollen!

QR Code

Volksbank Mittelhessen

www.vb-mittelhessen.de

links: So schlimm stand es nie um die Studierendenverwaltung an der Philipps-Universität; künftig soll es jedenfalls nahezu ohne Papier gehen.

Was sagt das aus, wenn ich höre, es sind 30 Leute beteiligt?

Es geht nicht darum, möglichst viele Leute in eine Kommission zu setzen. Wenn ich so ein riesiges Projekt angehe, dann gibt es viele unterschiedliche Blickwinkel, die zu berücksichtigen sind: Lehrende, Studierende, Verwaltungsfachleute, IT-Spezialisten.

Wie funktioniert die Zusammenarbeit bei so vielen Leuten?

Es ist ganz wichtig, dass die beteiligten Personen das Projekt mittragen und das auch gerne machen. Ich habe dafür, dass ich die Mitglieder der Lenkungsgruppe ausgewählt habe, ja auch Schelte von den Studierenden im Senat bezogen, weil dies kein demokratisches Vorgehen sei. Der Projektverlauf zeigt sehr schön, dass die Vorgehensweise hervorragend funktioniert.

Unsere Herangehensweise hat sicherlich zur Akzeptanz beigetragen: Dass wir das Projekt wirklich breit aufgesetzt haben und nichts von oben verordnen. Dass wir uns die Mühe gemacht haben, mit den Leuten zu sprechen: Was wäre für Ihre Bereiche sinnvoll? Was passt zusammen, was ist in den verschiedenen Bereichen ähnlich?

Wie haben Sie sich einen Überblick über die Vielzahl dieser Prozesse verschafft?

Zunächst haben wir eine Ist-Analyse durchgeführt. Wir haben geschaut: Wie machen das die Fachbereiche? Ist die Anmeldung zu einer Lehrveranstaltung bindend für die Prüfung oder meldet man sich extra für die Prüfung an? Kann man sich wieder abmelden? Wie werden die Lehrveranstaltungen für das Semester zusammengestellt? Da haben wir ganz unterschiedliche Lösungen vorgefunden.

Zum Beispiel?

Schauen Sie sich einmal einen naturwissenschaftlichen Fachbereich an, da gibt es eine relativ stabile Struktur, was die Lehrveranstaltungen angeht. Wenn Sie das mit einem geisteswissenschaftlichen Fachbereich vergleichen, so finden Sie dort jedes Semester veränderte Lehrveranstaltungen, das bringt dauernden Wechsel. Dies bedingt ganz andere Prozesse, die zu



Rolf Wiegst

Joachim Schachtner, Uni-Vizepräsident für Informations- und Qualitätsmanagement, kümmert sich um das Thema Campusmanagement.

dem Spektrum von Lehrveranstaltungen führen, die die Studierenden belegen können.

Das ist ja sicher historisch gewachsen.

Das ist genau der Hintergrund: Die Fachbereiche haben Prozesse entwickelt, von denen man dachte, das funktioniert so am besten, und hat sie wieder und wieder an die jeweiligen

wir dann an die Fachbereiche zurückgespiegelt. Auf dieser Basis wurden Workshops mit den Beteiligten durchgeführt, zum Beispiel zum Prüfungsmanagement, zum Lehrveranstaltungsmanagement und so weiter.

Passten die Vorstellungen der verschiedenen Betroffenen denn zusammen?

Spätestens zu dem Zeitpunkt,

„Wenn man so ein Riesenprojekt angeht, gilt es, viele Blickwinkel zu berücksichtigen.“

Anforderungen angepasst.

Wie haben Sie aus der Bestandsaufnahme einen Anforderungskatalog entwickelt?

Das haben wir bei der Ist-Analyse immer schon mitbedacht. Wir haben aus der Bestandsaufnahme und den Vorstellungen der Beteiligten Konzepte entwickelt, wie die Prozesse künftig ablaufen sollen. Die Analyse und die ersten Grob-Sollkonzepte haben

als wir die Workshops durchgeführt haben, fand natürlich ein direkter Austausch zwischen ihnen statt. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer haben sich untereinander vernetzt, sich auch gegenseitig beraten. Der Informationsaustausch zwischen den Fachbereichen war bislang kaum wahrnehmbar, deswegen kam es zu den unterschiedlichen Herangehensweisen.

Welche Änderungen sind denn herausgekommen?

Ein Beispiel: Bei der Lehrveranstaltungsplanung haben wir die Anzahl der Prozesse von dreißig auf zwei Sollprozesse für Lehrveranstaltungs- und Prüfungsplanung reduzieren können.

Man hat aber nicht eine Lösung für alle, sondern unterschiedliche Lösungen für die verschiedenen Fachbereiche.

Wir werden standardisierte Prozesse haben, die dann allerdings je nach Fachkultur unterschiedlich ausgeprägt sind.

Gibt es denn keine Widerstände aus den Fachbereichen?

Eigentlich haben alle Fachbereiche sehr begrüßt, dass sich auf diesem Gebiet etwas tut.

Und wir haben mit der Beratungsfirma, die wir dazu geholt haben, einen sehr guten Griff getan. Das ist die beste Begleitung, die man sich wünschen kann.

Was bringen die geplanten Neuerungen?

Nehmen wir mal die Sichtweise der Studierenden: Als Studierender möchte ich möglichst komfortabel zuverlässige Informationen erhalten, wie es um meine Noten steht. Ich möchte mir meinen Stundenplan aus dem Angebot erstellen können und ich möchte wissen: Was muss ich tun, um eine Prüfung ablegen zu können. Wenn wir ein integriertes System haben, melden sich die Studierenden dort an und können alles online erledigen.

Es gibt sicher auch Prozesse, die bereits jetzt gut funktionieren und als Vorbilder taugen?

Einige Fachbereiche sind sehr gut aufgestellt, das sind vor allem diejenigen, die schon sehr früh gut durchdachte Prozesse aufgesetzt und das auch vom Personal her nachhaltig untermauert haben.

Das heißt, dass auch hauptsächlich Leute beschäftigt sind, um diese Prozesse zu koordinieren?

Natürlich. In anderen Fachbereichen hat man nur teilweise Festangestellte für diesen Bereich, vielfach hat man Personen, die befristet beschäftigt sind. Irgendwann suchen diese Personen sich etwas anderes und sind weg – und mit ihnen

das ganze Know-how. Wie komme ich da zu einem Prozess, der Nachhaltigkeit garantiert?

Es war von vorneherein klar und wurde durch die Ist-Analyse bestätigt, dass wir bei einigen Fachbereichen mehr investieren müssen, auch an Zeit, um dort Organisationsentwicklung zu betreiben, damit sie anschließend so aufgestellt sind, dass sie mit der Softwareunterstützung auch arbeiten können.

Gibt es dafür Geld?

Der Lenkungsgruppe war relativ schnell klar: Wir brauchen Ressourcen, um dieses Projekt voranzutreiben. Hierfür haben wir erfolgreich Mittel beim Land beantragt, die nicht nur die Stabsstelle und die Beraterfirma finanzieren, sondern auch Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter für die Fachbereiche.

Das heißt: Wer nicht rechtzeitig daran gedacht hat, die Prozesse zu optimieren, wird mit zusätzlichen Stellen belohnt.

Das kann man natürlich so sehen, und ich kenne dieses Argument auch aus der Universitätskonferenz. Aber das Projekt war von Anfang an so angelegt, dass wir flächendeckend ein integriertes System einführen und die Prozesse vorher umstellen.

Sind Sie denn im Zeitplan?

Wir alle haben noch nie ein Projekt dieser Größe durchgeführt, also zahlt man an der einen oder anderen Stelle Lehrgeld, das geht gar nicht anders. Aber wir sind sehr gut im Zeitplan.

An welcher Stelle steht die Uni?

Wir sind gerade dabei, das Vorprojekt abzuschließen. Im April haben wir in der Lenkungsgruppe die Kernanforderungen vorgestellt, die sich aus der bisherigen Arbeit ergeben haben. Wir haben auch abgeglichen, inwieweit der eine oder andere Anbieter tatsächlich das kann, was wir wollen. Und wir haben andere Hochschulen eingeladen oder besucht, die schon solche Systeme betreiben.

Wie weit sind andere Hochschulen auf diesem Gebiet?

Das ist ganz unterschiedlich. Es gibt einige Hochschulen, die bereits integrierte Systeme eingeführt haben, die meisten benutzen jedoch nach wie vor die al-

ten HIS-Komponenten, so wie wir auch. Der Großteil der Hochschulen hat damit begonnen, etwas Neues einzuführen.

Wann ist das Projekt abgeschlossen?

Die finanzielle Unterstützung läuft bis Ende 2015, bis dahin möchten wir das System eingeführt haben. Es gibt dann immer noch die eine oder andere Stelle, an der man nachbessern muss. Da wird man Verantwortungsstrukturen dezentralisieren. Solche Systeme leben stark von definierten Rollen und Rechten: wer hat wann Zugriff auf welche Daten?

Gibt es weitere Pläne für die inhaltliche Ausgestaltung des Systems?

Wir wollen das Ganze zum Beispiel mit dem Lernmanagementsystem ILIAS verknüpfen. Wenn ich mich dann für einen Kurs anmelde, bin ich automatisch Mitglied in der entsprechenden ILIAS-Gruppe, habe Zugang zu Informationen und Materialien, die ich für diesen Kurs brauche. Ich kann von den Lehrenden angesprochen werden oder kann Fragen stellen.

Was ist Ihr Zwischenfazit?

Wir wissen dank des Vorprojekts sehr genau, was wir im Studienmanagement tun – sowohl dezentral in den Fachbereichen und Einrichtungen, wie auch in der Verwaltung und im Rechenzentrum. Wir wissen sehr genau, was wir uns für die Zukunft wünschen – dies versetzt uns in die Lage, ein Campusmanagementsystem auszuwählen, das unseren Anforderungen am nächsten kommt.

Wir haben mit dem Campusmanagementprojekt außerdem erreicht, dass Personen aus verschiedenen Bereichen der Universität angefangen haben, intensiv miteinander zu reden: Welche Perspektive, welche Probleme hat der eine oder die andere? Was läuft bei diesem gut, was bei jener? Dass man wirklich die Karten auf den Tisch legt und sagt: Das sind die Probleme, damit müssen wir umgehen und einheitliche Lösungen finden – das war vor drei Jahren noch undenkbar.

>> Die Fragen stellte Johannes Scholten

Mitgenommen

Was ein Fachbereich vom Campusmanagement erhofft.

Barbara Leupold kann sich über einen spektakulären Ausblick freuen: Von ihrem Bürofenster aus schaut sie direkt aufs Marburger Landgrafenschloss. Der Schreibtisch der Dekanatsassistentin steht im fünften Stock der „Philfak“ am Fachbereich 09 der Philipps-Universität, der unter dem Namen „Germanistik und Kunstwissenschaften“ nicht weniger als sieben Institute versammelt – von Linguistik bis zu Bildender Kunst.

Noch schöner als das Panorama ist freilich die Aussicht auf das integrierte Campusmanagement (iCM), das Leupold künftig nutzen können, um ihre Aufgaben bei der Studierendenverwaltung, Studienorganisation und -beratung zu bewältigen. „Es kann nur besser werden“, zeigt sich die promovierte Germanistin überzeugt. Daher war der Fachbereich einer der ersten, der beim Präsidium um Unterstützung bat.

Bachelor- und Master-Studiengänge bringen einen stark erhöhten Koordinationsbedarf mit sich; daher richtete der Fachbereich schon 2005 Leupolds zentrale Stelle für die Organisation von Lehre und Studienberatung ein – nahezu eine Pioniertat an der Uni. „Die Einrichtung dieser Stelle hat sich absolut bewährt“, erklärt Dekan Joachim Herrgen. Doch damit ist es nicht getan, erklärt er: „Die Systeme zur Studierendenverwaltung weisen erhebliche Mängel auf; eine Verbesserung ist ein großes Desiderat!“

Seine Mitarbeiterin Leupold weiß das zu konkretisieren. „Wir arbeiten an ganz vielen Stellen mit Notlösungen“, erläutert

sie. „Zum Beispiel findet die Planung der Lehrveranstaltungen in einem anderen System statt als die Prüfungsverwaltung, so dass massenhaft Daten übertragen werden müssen – ein Riesenaufwand!“ In der Prüfungsverwaltung fehlen verbindliche Prozessbeschreibungen, berichtet Leupold. „Letztlich haben das die Institute organisiert. Da haben wir alles – diejenigen, die unabhängig agieren, und andere, die stärker den Austausch suchen.“

Das iCM soll hier weiterhelfen. „Den Prozess zu vereinheitlichen, würde die Arbeit enorm erleichtern“, erklärt die Hochschulmanagerin. „Wir haben ganz handfeste Wünsche angemeldet“: So sollen sich die Studierenden besser zurechtfinden, indem die Stundenplangestaltung mit der Anmeldung zu Lehrveranstaltungen verzahnt ist.

Immer schön flexibel bleiben

„Wir wollen so viel wie möglich standardisieren, aber nicht unsere Flexibilität verlieren“, sagt Leupold. „Das ist eine der größten Ängste in manchen Fachkulturen: Etwas übergestülpt zu bekommen.“ Freilich: Ihre Erfahrungen mit dem iCM-Prozess nennt sie „sehr gut“, und Herrgen bestätigt diesen Eindruck: „Wie das läuft, ist für mich absolut vorbildlich: Mit der nötigen Mischung aus Nachhaltigkeit und Insistenz einerseits, aber auch dem Hören auf die Fachbereiche.“ Man habe das Gefühl, dass alle mitgenommen werden sollen, kurz: „Wir sind gerne Pilotfachbereich“, wie Leupold bekennt. >> js



Religion hautnah

Jan-Pieter Nap

Die Ruhe selbst: Die Anlage von Borobudur über dem Kedu-Tal zeugt von der großen Vergangenheit des Buddhismus auf Java.

Kein Land der Welt hat eine größere islamische Bevölkerung als Indonesien; hier leben mehr als 190 Millionen Muslime. Dennoch prägen auch andere Religionen den bunten Alltag des Inselreichs, wie Marburger Studierende während einer religionswissenschaftlichen Exkursion erfuhren.

Im Februar auf dem Flughafen von Yogyakarta auf Java anzukommen, bedeutet: aus dem klimatisierten Flugzeug zu steigen und einzutauchen in tropisches Grün, extrem hohe Luftfeuchtigkeit, in einen Wechsel von heftigen Regenschauern und Sonnenschein sowie gleichbleibender Wärme ... es bleibt nicht aus, dass sich jeder Schritt verlangsamt, während man in ein buntes, quirliges Straßenbild eintaucht.

Kein Wunder, dass die Studierenden und Promovierenden aus dem fernen Marburg hier gegen Ende des vergangenen Wintersemesters eine ebenso bunte wie ertragreiche Exkursion erlebten, organisiert durch das Fachgebiet Religionswissenschaft. Die Studienfahrt bot

eine seltene Gelegenheit, die religiöse Pluralität Indonesiens ebenso kennen zu lernen, wie den politischen und kulturellen Umgang mit solcher Vielfalt:

Jesus in Gestalt eines hinduistischen Herrschers: Die religiöse Kultur auf Java ist bunt.

„Religionen hautnah und mit allen Sinnen erleben“, so lautet ein Resümee der Reise von studentischer Seite. Höhepunkt des Aufenthaltes war ein gemeinsamer Workshop mit indonesischen Studierenden.

Die Stadt Yogyakarta ist jung, von großer Geschäftigkeit; geprägt von zahlreichen Universitäten, einer unüberschaubaren

Vielzahl von kleinen und größeren Geschäften, Garküchen und der lebhaften Präsenz von Menschen auf Straßen und Plätzen. Zu den Gebetszeiten

ist der Ruf des Muezzin überall zu hören, Moscheen und kleine Gebetsräume finden sich dicht an dicht; dazwischen immer wieder auch christliche Kirchen. Der Alltag ist unübersehbar religiös geprägt und zugleich sehr bunt. Kopftücher und islamische Bekleidung finden sich in allen Varianten, Farbtönen und Stilen neben traditioneller Batik-

Kleidung oder internationalen Modelabels.

Die kleinen Essensstände am Straßenrand bieten Köstlichkeiten aus unterschiedlichen Regionen des Inselarchipels an. Bei aller Vielfalt der indonesischen Küche von gebratenem Reis bis hin zu reichhaltigen Süßspeisen ist allen Speisen doch eines gemeinsam: die Schärfe! Chili in allen Varianten, insbesondere das Sambal Olek fehlt in keiner Küche. Es treibt einem die Schweißperlen auf die Nasen und lässt die Besucher beim Essen sehr vorsichtig wählen und kosten. Die Schärfe passt zur Hitze der Tage und den fast ebenso warmen Nächten.

So bunt wie das Leben auf den Straßen von Yogyakarta scheint auch die religiöse Alltagskultur zu sein, wie ein



Jochen Höhmann

Lernen von fremden Kulturen: Studierende der Philipps-Universität im Gespräch mit Schülerinnen einer islamischen Internatsschule.

kleines Erlebnis zeigt: die katholische Kirche in Ganjuran birgt eine Jesusfigur in Gestalt eines hinduistischen Herrschers. Obwohl die Einwohner Javas zu über 90 Prozent Muslime sind, gehören auch andere Religionen zum Alltag der Insel: christliche Kirchen, die prächtigen Zeugnisse der hindu-buddhistischen Dynastien des 8. bis 11. Jahrhunderts sowie vielfältige Glaubenspraktiken der lokalen, javanischen Tradition; und auch der Islam zeigt eine große Pluralität: die Schülerinnen und Schüler einer traditionellen islamischen Internatsschule lernen ebenso die Koran-Rezitation auf Arabisch, wie sie auch Englisch lernen; sie sind selbstverständlich über Facebook vernetzt, verehren die Walisongo, die im 15. Jahrhundert den Islam auf Java verbreitet haben sollen, und vollziehen die fünf täglichen Pflichtgebete.

Ein gemeinsamer Workshop brachte die Gäste aus Marburg mit Studierenden zweier indonesischer Hochschulen zusammen, nämlich sowohl von der islamischen Universität UIN

Kalijaga als auch vom „Center for Religious and Cross-cultural Studies“ der „Gadjah Mada“ Universität in Yogyakarta. Unter dem Seminartitel „Populäre Religion“ machten Vorträge und lebhaft Diskussionen deutlich, welch unterschiedliche Sichtweisen auf Religion, auf Wert- und Normvorstellungen bei den Teilnehmerinnen und Teilnehmern bestehen, wie die einen und die anderen Religion in ihrem Leben erfahren. So

Die Schülerin eines islamischen Internates träumt davon, Präsidentin von Indonesien zu werden.

ging es in den Beiträgen der indonesischen Studenten, die ihren Alltag selbstverständlich als religiös erleben, vor allem um die Integration lokaler, vor-islamischer Elemente in die islamische Tradition; die deutschen Studierenden hingegen thematisierten religiöse Phänomene eher im Kontext einer weitgehend als säkularisiert

erlebten Welt. Das Thema der Beschneidung von Mädchen wurde kritisch und kontrovers diskutiert, ebenso die Frage, wie die traditionelle Verehrung eines weißen Büffels im Rahmen islamischer Festtage einzuordnen ist und inwieweit religiöse Pluralität aus dem Koran heraus begründet werden kann.

Die Studierenden aus Marburg kamen relativ kostengünstig im Gästehaus der UIN in Yogyakarta unter, die als Kultur-

beim Treffen mit einer Initiative für interreligiösen Dialog; vor allem aber beim Besuch einer islamischen Internatsschule, in der die Reisegruppe von selbstbewussten und ambitionierten Schülerinnen beeindruckt wurde. Eines der Mädchen bekannte, Präsidentin von Indonesien werden zu wollen.

Alles in allem zeigte die Studienreise, dass die außerordentlich vielfältige und facettenreiche religiöse Kultur des Landes nicht nur Gelegenheit bietet, Themen des religionswissenschaftlichen Studiums „live“ und in ihrem kulturellen Kontext zu begegnen; wer dafür empfänglich ist, der kann durchaus auch auf einem neuen Blickwinkel auf die eigene Kultur schauen.

>> Edith Franke

Die Verfasserin lehrt Religionswissenschaft an der Philipps-Universität. Die von ihr geleitete Religionskundliche Sammlung zeigt derzeit die Ausstellung „Von Derwischnütze bis Mekka-Cola. Vielfalt islamischer Glaubenspraxis“.



Da ist Musik drin

Sabine Nagel-Horn (2)

Männergespräche: Paul Preisendörfer (links) und sein Coach Martin Palus nahmen das Motto von „Rock your Life!“ wörtlich und machten Musik.

So cool kann Ehrenamt sein: „Rock your Life!“ bringt Studierende mit Haupt- und Realschülern zusammen. Die erhalten Hilfe bei der Lebensplanung – zum Beispiel durch Kinobesuche, Musizieren und Quatschen.

Damit keine Mißverständnisse aufkommen: „Rock your Life!“ ist keine Castingshow. „Gib dir einen Ruck“ oder „Nimm dein Leben in die Hand“ könnte man das Motto übersetzen, unter dem sich Marburger Studierende seit gut zwei Jahren für die Zukunft von Schülern engagieren.

Um Haupt- und Realschüler in der Berufsorientierung zu unterstützen, bildet der Verein Studierende zu Coaches aus. Jeder von ihnen begleitet dann ehrenamtlich einen Schüler oder eine Schülerin der achten oder neunten Klasse. Nicht als kostenloser Nachhilfelehrer, sondern als zusätzlicher Ansprechpartner neben Lehrern und Eltern. Ein Ansprechpartner, der den jungen „Coaches“, wie die zu betreuenden Schüler genannt werden, Selbstvertrau-

en gibt und der ihnen hilft, ihre eigenen Stärken und Interessen kennenzulernen.

Die 84 Mitglieder des Vereins kommen von fast allen Fachbereichen der Uni. Allen gemeinsam ist der Wunsch, sich

„Nur Uni war mir zuwenig, mir fehlte das Engagement.“

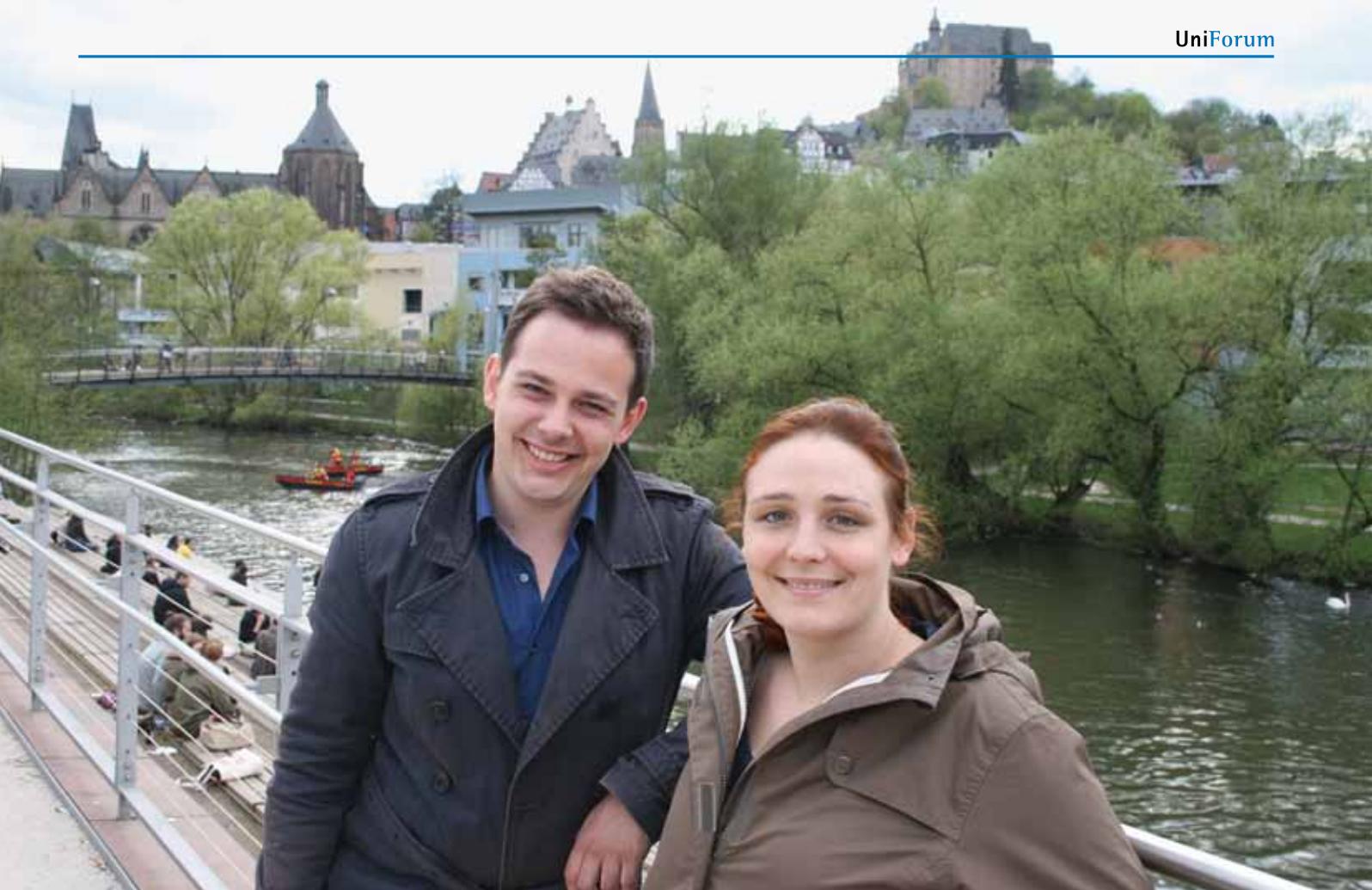
neben dem Studium sozial einzusetzen. So wie Eugenia Principalli, Germanistik-Studentin und seit einem Jahr bei „Rock your Life!“ aktiv: „Ich war als Schülerin Jugendgruppenleiterin des ‚Naturschutzbundes‘. Im ersten Studienjahr hatte ich dann plötzlich nur noch Uni. Das war mir zu wenig, mir fehlte das Engagement“, erzählt sie. Über Freunde habe sie dann zu „Rock your Life!“ gefunden.

Das Engagement der Studierendeninitiative, die vom Allgemeinen Studierenden Ausschuss der Philipps-Universität anerkannt ist, kommt auch bei den Schulen gut an: So ist man an der Richtsberg-Gesamtschule,

die als erste mit dem Verein kooperierte, überzeugt vom „Rock your Life!“-Gedanken. „In Sachen Lebensplanung erreichen Eltern und Lehrer die Schüler in diesem Alter oft nicht besonders gut“, sagt der Lehrer Reinhard Berger, der an Marburgs einziger Gesamtschule für die Kooperation mit „Rock your Life!“ zuständig ist. Die studentischen Coaches als zusätzliche Ansprechpartner

seien sozusagen neutral: nicht wie Eltern und Lehrer durch Diskussionen über häusliche Ordnung oder schulischen Fleiß vorbelastet. Deshalb hätten sie einen ganz anderen Zugang zu den Jugendlichen. Und nicht zuletzt sind die Coaches auch deshalb glaubwürdig und kompetent für die Schüler, weil sie zwar erwachsen sind, aber doch noch ziemlich jung und nicht so weit weg von der Erlebniswelt der Schüler.

Nicht so weit weg von den eigenen Interessen – das war auch für den 15-jährigen Paul Preisendörfer wichtig, als er sich im vergangenen Jahr einen Coach von „Rock your Life!“ vermitteln ließ. „Ich habe ganz gezielt nach einem Musiker gefragt“, erzählt der Gesamtschüler, der seit Jahren Schlagzeug spielt. Paul hatte Glück: Unter den Coaches war auch



Engagement macht Spaß – Marburgs „Rock your Life!“-Vorsitzender Simon Schmidt und Coach Eugenia Principalli

der 29-jährige Soziologiestudent Martin Palus, der in seiner Freizeit Bass spielt. Was das Coachingpaar bei seinen ersten Treffen gemeinsam tat, liegt auf der Hand: Die beiden machten Musik – Jazz, Blues, Funk und Ska spielten sie in einem Proberaum des Jugendzentrums „Kompass“. Der Coach war von dieser Musikauswahl schwer beeindruckt: „Das erwartet man ja nicht unbedingt in dem Alter“, sagt Martin Palus mit einem anerkennenden Blick auf seinen Schützling.

Genau solche Erkenntnisse sind es, die den großen Reiz des Programms ausmachen: Beide Seiten sollen voneinander profitieren und Einblicke in die Welt des anderen erhalten. So benennt Paul denn auch „Neugier“ als Hauptgrund dafür, an dem Programm teilzunehmen. „Ich habe eigentlich keine Probleme in der Schule“, betont er. „Aber ich dachte, das könnte ganz cool werden.“ Und das wurde es dann auch: „Ich kann das nur empfehlen“, sagt der Schüler mit einem beinahe verlegenen Seitenblick auf seinen Coach.

Auch in anderen Universitätsstädten gibt es „Rock your Life!“. 34 Standorte sind es bundesweit, und es werden immer mehr. Dass die Marburger Gruppe etwas ganz Besonderes ist, dessen ist sich Simon Schmidt ganz sicher. Der 24-Jährige Lehramtsstudent ist Vorsitzender des Marburger „Rock your Life!“-Vereins und gründete in dieser Funktion gemeinsam mit der Universitätsstadt Marburg einen „Runden Tisch“ zum The-

wir das leider von Marburg aus gar nicht hinkriegen würden.“ Schließlich müsse gewährleistet sein, dass sich Coach und Coachee regelmäßig treffen können.

Auch im Marburger Stadtgebiet wächst der Kreis der Interessenten: Die Theodor-Heuss-Schule ist die nächste Schule, an der sich die Coaches von „Rock your Life!“ den zukünftigen Achtklässlern vorstellen werden. „Die Initiative ging von der Schule aus, die Konrektorin kam

waren Martin und Paul, genau wie viele andere Coachingpaare, schon gemeinsam im Kino – „Warm Bodies“ hatten die beiden sich ausgesucht, eine Grusel-Zombie-Parodie mit hohem Unterhaltungswert. Paul huscht noch immer ein breites Grinsen übers Gesicht, wenn er an die Mischung aus Spannung und derbem Ekel-Humor denkt, die den Film ausmacht. Auch gemeinsames Kuchenbacken stand schon auf dem Programm, von den beiden Back-Novizen mit viel Kreativität und Energie gemeistert. Und selbstverständlich quatschen die beiden bei solchen Gelegenheiten auch über dies und das – „Männergespräche“, sagt der 15-Jährige. Ein klares Berufsziel hat sich dabei zwar noch nicht herauskristallisiert. Aber die beiden haben ja auch noch ein gutes Jahr Coaching vor sich.

>> Sabine Nagel-Horn

„Eltern und Lehrer erreichen Schüler in diesem Alter nicht so gut.“

ma Jugendförderung, an dem insgesamt zwölf Organisationen der Jugendhilfe teilnehmen, die in Marburg aktiv sind. Die Ziele sind ein verbesserter Austausch, Zusammenarbeit und Kompetenzenbündelung.

So viel Engagement spricht sich offenbar herum: „Wir haben Anfragen von Schulen bis weit über die Kreisgrenzen hinaus“, sagt Simon Schmidt – „teilweise so weit weg, dass

auf uns zu und schlug uns eine Zusammenarbeit vor“, erzählt Schmidt. Nach den Sommerferien soll das „Matching“, also das Zusammenstellen passender Paare, in Angriff genommen werden.

Wie die Coachingsbeziehung zwischen Schüler und Studierendem dann im Einzelnen gestaltet wird, das ist sehr individuell und folgt keinem festgeschriebenen Plan. So

Information & Kontakt:

www.marburg.rockyourlife.de,
www.facebook.com/rockyourlifemarburg, **E-Mail:** marburg@rockyourlife.de

UniLeute & UniBund



Stolz der Uni

Promotionspreise vergeben

Anerkennung überdurchschnittlicher Leistungen und Ansporn für andere: Die Verleihung der Promotionspreise der Philipps-Universität bot auch in diesem Jahr wieder Anlass, in der Vielfalt der akademischen Fachkulturen die Gemeinsamkeit höchster wissenschaftlicher Maßstäbe zu feiern.

Im Rahmen des „MARA day“ der Marburger Nachwuchsakademie nahmen Michael Leitner, Martin Schreiber, Maik Veelders und Kerstin Weiland am 27. Juni die Promotionspreise 2012 aus den Händen von Ulrich Koert entgegen, der als Uni-Vizepräsident für Forschung und Nachwuchsförderung zuständig ist. Er gratulierte den Preisträgern zu Ihren herausragenden Forschungsleistungen: „Sie haben großes Potenzial für eine erfolgreiche wissenschaftliche Laufbahn bewiesen“, sagte der Chemiker in seiner Ansprache.

Der Promotionspreis der Philipps-Universität wird seit 2005 verliehen. Der „MARA day“, ein Angebot der „Marburg University Research Academy“, bietet Nachwuchswissenschaftlern und Studierenden Gelegenheit, das Förderangebot aller in MARA integrierten Einrichtungen kennenzulernen, sich mit anderen Forschern auszutauschen und Seminare zur fachübergreifenden Qualifizierung zu besuchen.

>> js

„Lust auf Wissenschaft!“ – die Promotionspreisträger 2012 der Philipps-Universität haben sie bewiesen (von links: Martin Josef Schneider, Kerstin Weiland, Michael Georg Leitner und Maik Stefan Veelders). Bereits zum fünften Mal veranstaltete die Marburger Nachwuchsakademie „MARA“ unter dem hedonistischen Motto einen Tag der Wissenschaft, zu dessen Abschluss Uni-Vizepräsident Ulrich Koert in der Aula der Marburger Alten Universität die Auszeichnungen für herausragende Dissertationen verlieh. Anschließend nutzten die Geehrten die Gelegenheit, ihre Promotionsprojekte vorzustellen, wobei sie davon profitieren konnten, dass die Uni ihnen neben Urkunde und Preisgeld auch ein Präsentationscoaching spendierte.

Reinhold Eckstein

Qualität aus der Region

SEIT 1910

Meier III

Meine Metzgerei
HANDWERK • CATERING • EVENTS

Meier III GmbH, Am Grün 35a, 35037 Marburg

Tel: 06421 17360

eMail: info@meier3.de

www.meier3.de



Was haften bleibt: Die Promotionspreisträger

Michael Leitner

Bitte mal herhören: Schwerhörigkeit ist eine der weltweit häufigsten neurosensorischen Erkrankungen. Der Neurophysiologe Michael Leitner hat in seiner Doktorarbeit die molekularen Ursachen erforscht und stieß dabei auf ein Protein, das als Ansatzpunkt für therapeutische Interventionen gegen erworbenen und genetisch bedingten Hörverlust dienen kann.

Giftstoffe führen zum Verlust des Hörvermögens, indem sie Sinneshärchen im Innenohr schädigen. Leitner ging der Vermutung nach, dass ein Kaliumkanal dieser Sinneszellen ursächlich an der Entstehung erworbener Schwerhörigkeit beteiligt ist. Er wies erstmals nach, dass bestimmte Antibiotika die Kaliumkanäle hemmen, wodurch Haarsinneszellen ihre Funktion einbüßen. Der Nach-

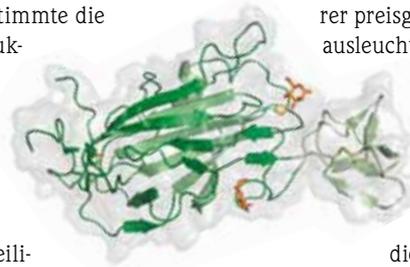
Martin Schneider

Alles klar zum Entern: Marken- und Produktpiraterie ist ein weltweites Phänomen, dessen Mechanismen bisher weitgehend im Dunkeln lagen. Diese Lücke in der wirtschaftswissenschaftlichen Forschung hat Martin Schneider nun mit seiner Dissertation geschlossen.

Die Stärke von Schneiders Qualifikationsschrift besteht nach Meinung von Fachkollegen unter anderem darin, dass er sowohl die Perspektive der betroffenen Unternehmen als auch diejenige der Fälscher einbezieht. Hierzu wertete er weit verstreute Literatur verschiedener Teildisziplinen aus und nahm eigene empirische Untersuchungen vor. So stellen die aktuellen Ergebnisse des Forschungsvorhabens die bis dato umfangreichste Untersuchung auf Unternehmensebene dar.

Maik Veelders

Erkenntnisse, die haften bleiben: Was haben Geschlechtskrankheiten und Bierbrauen gemeinsam? Beides beruht auf der Aktivität einzelliger Pilze, die dabei haften bleiben müssen – entweder aneinander oder an ihrem Opfer. Der Nachwuchskemiker Maik Veelders bestimmte die Struktur



der beteiligten Proteine im Rahmen seiner Doktorarbeit, deren große praktische Bedeutung sich in einem Patent niederschlug.

In seiner Arbeit nimmt Veelders die Untereinheiten der beteiligten Proteine unter die Lupe, die für die Anheftung verantwortlich sind. Die Resultate liefern neue Einsichten über den Aufbau der Zellwand und die Anheftung von Hefezellen. Außerdem bieten sie Anknüpfungspunkte für Medizin und Industrie; beispielsweise ermöglichen sie eine verbesserte Kontrolle der Flockenbildung von Hefe, die in der Brautechnik Verwendung findet.

Der 31-Jährige Westfale studierte Chemie an der Philipps-Universität und fertigte dort, bei Lars-Oliver Essen, auch seine biochemische Doktorarbeit an.

Kerstin Weiland

Von der „jungfräulichen Friedens-“ zur „Kriegs-Königin“: Elisabeth I von England brachte es nach ihrem Tod zu nachgerade mythischem Ruhm. Wie das geschah und welche Normen dadurch vermittelt wurden, ist das Thema, das die Nachwuchshistorikerin Kerstin Weiland in ihrer preisgekrönten Dissertation ausleuchtet.

Die Arbeit entstand im Rahmen eines Forschungsprojekts, das untersucht, inwieweit die Erinnerung an verstorbene Herrscher politische Normen und Leitbegriffe formte.

Weiland untersuchte in diesem Kontext, wie sich Elisabeth zu überzeitlich wirkmächtigen Leitbildern entwickelte. Dabei bezog sie kommunikative Voraussetzungen ebenso in die Untersuchung ein, wie das Verhältnis von politischen Deutungsmustern, Akteuren und Handlungen. Zudem verband sie neue kommunikations- und kulturhistorische Perspektiven mit klassischen politikgeschichtlichen Fragestellungen.

Die gebürtige Rheinland-Pfälerin legte ihr Staatsexamen in Klassischer Philologie und Geschichtswissenschaft an der Philipps-Universität ab, wo sie bei Christoph Kampmann auch ihre Doktorarbeit anfertigte.

>> Texte: Johannes Scholten

Lust auf Vielfalt: Pilze, Piraten, Kanäle und eine übermächtige Königin

wuchswissenschaftler konnte mit chemischen Kanalöffnern die Blockade aufheben und die Leistungsfähigkeit des Kanals wieder herstellen.

Der gebürtige Tiroler studierte Biologie in Innsbruck und wechselte für die Promotion zur Arbeitsgruppe Neurophysiologie von Dominik Oliver an der Philipps-Universität.

Schneider erwarb sein Ökonomie-Diplom im Jahr 2007 an der Universität Hohenheim in Stuttgart. Für die Promotion wechselte der gebürtige Schwabe zu Michael Stephan an das Fachgebiet Technologie- und Innovationsmanagement der Philipps-Universität. Bereits heute ist er als Berater von Unternehmen und Verbänden geschätzt.



Bettina Wilke



Fotostudio Gabriele Kirchner



Fotostudio Laackman



Reinhold Eckstein

Zeit zum Reden

Finalteilnehmer der ZEIT-Debatte diskutierten in Marburg.



Carolin Wedler

Glückliche Gewinner: Kai Dittmann, Florian Umscheid und Nils Haneklaus (von links) nach dem Finale in der Alten Universität.

Du Papa, wer ist eigentlich mein Papa? – So sonderbar diese Fragestellung aus dem Themenfeld der „ZEIT-Debatte“ zunächst anmutet, so plausibel wird sie, wenn man an die rund 4.500 bis 5.000 Kinder denkt, die jährlich durch Samenspenden gezeugt werden. Das Finale der „ZEIT-Debatte“ fand am 24. März in der Aula der Alten Universität in Marburg statt, Gastgeber war der Marburger „Brüder-Grimm-Debattierclub“.

Bei der Frage, ob die Anonymität bei Samenspenden abgeschafft werden sollte, konnten sich schließlich Florian Umscheid und Kai Dittmann von der „Berlin Debating Union“ gegen Teams aus Mainz und Stutt-

gart sowie ein weiteres Berliner Team durchsetzen. Sie überzeugten die studentische Jury mit einer schlüssigen Argumentation zum Recht des Spenders, anonym zu bleiben sowie zum Recht des Kindes und der sozialen Eltern, nicht plötzlich vom genetischen Vater aufgesucht zu werden. Die vier Teams hatten sich im Vorfeld der Finaldebatte in fünf Vorrunden und einem Halbfinale gegen 32 andere Teams durchgesetzt.

Unter den rund 350 Zuhörern befand sich auch eine sechsköpfige Ehrenjury. Diese kürte schließlich Nils Haneklaus aus Stuttgart zum besten Redner des Finales. >> Tobias Kube,

Carolin Wedler

Inwendig spielen

Japanisches Gagaku-Ensemble gastierte in Marburg.



Chris Triplet

Mitglieder des Tenri-Kawaramachi-Ensembles aus Kyoto im Juni beim Konzert im Marburger Landgrafenschloss.

Eine Klangbrücke zwischen Ost und West bauten im Juni die Musiker des Tenri-Kawaramachi-Ensembles aus Kyoto. Die Künstler spielten auf Einladung der Religionskundlichen Sammlung Gagaku- sowie westliche Musikstücke, wie sie im 18. Jahrhundert aufgeführt wurden.

Gagaku, oder, so die Übersetzung, „elegante Musik“, bezeichnet eine im 9. bis 11. Jahrhundert am japanischen Kaiserhof entstandene Kunstform, die Instrumental- und Vokalmusik mit Tanz verbindet. Vielleicht auch wegen ihres stark rituellen Charakters erfuhr sie über die Jahrhunderte hinweg nur geringfügige Veränderungen. Typisch für Gagaku ist die geringe

Verbindung von Rhythmus und Melodie; es spannt sich ein beinahe mystischer Klangraum auf.

„Die Musiker des Gagaku-Ensembles spielen ihre Stücke nicht vom Blatt“, erklärt Martin Kraatz, der frühere Leiter der Religionskundlichen Sammlung. „Sie passen sich einander an und bauen so das Stück auf. Zwar liegt der Musik ein festes Klangsystem zugrunde, doch die Künstler spielen auswendig, oder vielmehr inwendig.“

Das Ensemble gehört der Tenrikyo-Kawaramachi-Daikyokai an, einer Neukirche, mit Sitz in Tenri. Die Universitäten von Tenri und Marburg verbindet eine langjährige Partnerschaft.

>> Ellen Thun

Wir gratulieren zum Teampreis – Beste Dokumentation –

dem preisgekrönten Team von Herrn Prof. Dr. med. dent. Ulrich Lotzmann, Janine Dewor, cand. med. dent., Zahntechnikerin und Georg Böckler, Zahntechniker der Philipps-Universität Marburg, Orofaziale Prothetik und Funktionslehre als Preisträger der **Cercon Campus Challenge 2012**.

Auf der Spur

Vier neue Humboldt-Stipendiaten aus Russland, Spanien und Indien forschen in Marburg.

Lichtträger, Krebsforschung und antike Sprachen: Drei Humboldt-Stipendiatinnen und ein -Stipendiat bereichern in diesem Jahr die Forschung an der Philipps-Universität.

Beatriz Pelaz aus dem nordspanischen Palencia will mit Nanopartikeln dem Krebs auf die Spur kommen. Die Humboldt-Stipendiatin am Fachbereich Physik forscht in der Arbeitsgruppe Biophotonik von Wolfgang Parak. Ihr Forschungsgegenstand sind „intelligente Nanomaterialien“ und deren möglicher Einsatz in der Medizin.

Ebenfalls bei Wolfgang Parak wird die Chemikerin Carolina Carrillo Carrion aus Cordoba ihre Arbeiten im Feld der analytischen Chemie weiter verfolgen. Sie beschäftigt sich mit der Untersuchung und Analyse von Fluorophoren. Das sind Stoffe, die Licht aufnehmen und später wieder abgeben können. Sie werden an verschiedene Nanopartikel geheftet und generieren so unterschiedliche Strahlungen. Die Wissenschaftlerin möchte ihr Verfahren in Marburg auch für die Untersuchung von Blutplasma oder -serum anwendbar machen.

Ein ganz anderes Feld bearbeitet der Sprachwissenschaftler Ilya Yakubovich aus Moskau. Er erforscht die Luwische Sprache, die zwischen 2000 bis 700 v. Chr. in der heutigen Türkei gesprochen und hauptsächlich in Form von Hieroglyphen überlie-

fert wurde. Yakubovich, der in Chicago promoviert wurde, will mit seiner Arbeit zum Verständnis des frühen indoeuropäischen Raums beitragen. Seine Gastgeberin in Marburg ist die Philologin Elisabeth Rieken.

Die indische Wissenschaftlerin Lata Deokar wird während ihres Aufenthalts in Marburg ihre Arbeiten an der Herausgabe von Kommentaren zu einem berühmten Sanskrit-Wörterbuch aus der Antike fortsetzen. Die Erforschung dieser altindischen Gelehrtensprache ist der Schwerpunkt der jungen Wissenschaftlerin. Ihr Gastgeber ist der Indologe Jürgen Hanneder.

Die Alexander-von-Humboldt-Stiftung vergibt jährlich etwa 600 Forschungsstipendien von sechs Monaten bis zu zwei Jahren an Postdoktoranden und erfahrene Wissenschaftler. Die Stipendiaten und Stipendiatinnen können bei einem selbst gewählten wissenschaftlichen Gastgeber an einer Forschungseinrichtung in Deutschland arbeiten.

>> Gabriele Neumann
Johanna Famulok

Humboldt sei Dank: Beatriz Pelaz, Carolina Carrillo Carrion, Ilya Yakubovich und Lata Deokar forschen in Marburg (von links oben im Uhrzeigersinn).



links: Pablo del Pino / rechts: privat

beide Fotos: Gabriele Neumann

Zähne zeigen

Die Marburger Zahnmedizin-Studentin Janine Dewor (links im Bild) ist bei der „Degu-Dent-Cercon Campus Challenge“ mit dem ersten Platz für die beste Falldokumentation ausgezeichnet worden. Sie erhielt den Preis zusammen mit ihrem Tutor Ulrich Lotzmann, Direktor der Abteilung für Orofaziale Prothetik und Funktionslehre an der Philipps-Universität, sowie dem Zahntechniker Georg Böckle (rechts).

Der mit insgesamt 5.000 Euro dotierte Preis wurde von der Hanauer Firma DeguDent bereits zum dritten Mal an Studierende der Zahnmedizin und ihre Betreuer verliehen. Prämiert wird die beste dokumentierte Patientenversorgung unter Verwendung der Hochleistungskeramik Zirkonoxid.



Axel Gruner

Vom Marburger Studenten zum ...

Studieren und Leben in der Stadt an der Lahn: Prominente Ehemalige erinnern sich



© FAZ

... Architekturkritiker der FAZ

Der 1949 in Rodalben/Pfalz geborene Dieter Bartetzko gelangte auf Umwegen zum Journalismus: Nach einem abgebrochenen Pädagogik-Studium arbeitete er zwei Jahre in einer Werbeagentur und absolvierte dann seinen Zivildienst in einem Kinderkrankenhaus. Anschließend studierte er Kunstgeschichte, Germanistik und Soziologie in Berlin, Frankfurt und Marburg, wo er 1983 auch promoviert wurde. Er arbeitete für den Hessischen Rundfunk und die Frankfurter Rundschau und trat nebenbei als Jazzsänger, Chansonnier und Moderator auf. Seit 1994 ist er im Feuilleton der FAZ Redakteur im Ressort Architektur, Denkmalpflege und Archäologie. Im Jahr 2006 wurde er vom Bund Deutscher Architekten mit dem Preis für Architekturkritik ausgezeichnet.

Was fällt Ihnen spontan zu Marburg ein?

Eine vom turbulenten studentischen Leben und ihrer faszinierenden Altstadt geprägte, beneidenswert intakte Stadt, die allerdings im vergangenen Jahrzehnt mit Allerwelts-Malls und austauschbarer neuer Architektur einiges an Einzigartigkeit verloren hat.

Wo haben Sie damals gewohnt?

In einem der wenigen Industriegebiete (Willy-Mock-Straße) am Rand der Stadt; ein lehrreicher, zuweilen sogar erfrischender Kontrast zur Altstadt-Idylle.

Warum haben Sie ausgerechnet in Marburg studiert?

Das Kunsthistorische Institut war eines der fortschrittlichsten der Bundesrepublik; offen für neue Sichtweisen, mutig und experimentierfreudig.

Und warum die Fächer Kunstgeschichte, Germanistik und Soziologie?

Ein Zug der Zeit: Man erkannte stärker als zuvor Kunst als Erzeugnis kultureller, gesellschaftlicher, politischer und ideologischer Prozesse ihrer Zeit.

Was haben Sie in Ihren Studienjahren neben dem fachlichen Wissen gelernt?

Geduld und Offenheit gegenüber Andersdenkenden; Mitgefühl mit Menschen, denen Konkurrenzdruck, mangelndes

Selbstbewusstsein oder die mangelnde Rücksicht ihrer Umwelt das Rückgrat brechen.

Was war Ihr damaliger Berufswunsch?

Denkmalpfleger

Zu welchem Thema haben Sie Ihre Examensarbeit verfasst?

Ich habe über die Theatralik von NS-Architektur promoviert.

An was erinnern Sie sich besonders ungerne?

An den Dünkel saturierter Promovenden, an die mühselige Wohnungssuche, an ideologische Grabenkämpfe, in denen Rechthaberei über Sachargumente siegte.

Haben Sie sich neben dem Studium engagiert?

Als Sänger während einiger studentischer Protestaktionen und Demonstrationen; ansonsten war ich als junger Vater und zwischenzeitlicher Pendler zwischen Marburg und Frankfurt zu beschäftigt.

Was würden Sie heute anders machen, wenn Sie noch einmal Studienanfänger wären?

Ich würde noch weitgespannter, neugieriger und unbefangener studieren, als ich es ohnehin tat.

Was ist Ihre schönste Erinnerung an die Studienzeit?

Eine Rom-Exkursion, die meine bis heute andauernde Liebe zu den Meisterwerken Berninis und Borrominis weckte.

Möchten Sie der Philipps-Universität einen Wunsch mit auf den Weg geben?

Nicht dem Trend zur Vereinnahmung der Wissenschaften durch Konzerne und überhaupt kommerzielle oder private Interessen nachzugeben. Die Geisteswissenschaften zu pflegen. Die Freiheit des Geistes zu verteidigen. Statt auf vordergründige Effektivität auf ein umfassendes, immer über die Fachgrenzen hinaus schauendes Studium zu setzen.

In Verbindung bleiben!

Alumni-Service der Philipps-Universität

Als „Ehemalige“ oder „Ehemaliger“ – als Alumna oder Alumnus – gehören Sie auch nach dem Ende Ihres Studiums oder Ihrer Tätigkeit zur Gemeinschaft der Universität – gleichgültig, wie lange Ihre „Marburger Zeit“ zurückliegt oder wo Sie jetzt leben.

Ihre Zeit in Marburg begründet eine lebenslange Verbindung zu Ihrer Alma Mater. Denn eine lebendige Universität besteht letztlich immer aus der Summe der beteiligten Menschen.



Machen Sie mit und registrieren Sie sich in der Alumni-Datenbank!

www.uni-marburg.de/alumni/alumni_register

Technik im Blick: Der Unibund tagt

„Hilft Technik mit Herausforderungen der Zukunft besser umzugehen?“, fragte der Philosoph und Medizinethiker Joachim Boldt (im Bild) von der Universität Freiburg am 21. Juni in der Aula der Alten Universität. Sein Festvortrag war einer der Höhepunkte bei der Jahresveranstaltung des Marburger Universitätsbundes.

Boldt machte auf das ambivalente Verhältnis der Technik zur Freiheit des Menschen aufmerksam. In vielen Fällen helfe uns der technische Fortschritt, neue Handlungsoptionen zu gewinnen und gesellschaftliche Herausforderungen zu bestehen. Manchmal aber könne Technik auch Grundlagen der Freiheit zerstören, warnte der Philosoph. Als Beispiel dafür nannte er „Neuroenhancement“-Technologien, mit deren Hilfe Emotionen, Stimmungen und kognitive Leistungsfähigkeit gezielt verändert und verbessert werden sollen.

Zu Beginn der Veranstaltung hatte Schriftführer Norbert Hampp berichtet, dass der Universitätsbund im Jahr 2012 insgesamt acht Projekte gefördert habe, darunter das

Studium Generale und ein Reisestipendium. Harald Lenz gab in Vertretung von Schatzmeister Martin Viessmann Auskunft über die Finanzen des Vereins: Ein erwirtschafteter Überschuss von 16.000 Euro werde den Rücklagen zugeführt.

Über Aktuelles aus der Universität sprach Uni-Präsidentin Katharina Krause: Die Zahl der Studierenden sei in den letzten fünf Jahren um 19 Prozent gestiegen, die Haushaltsmittel jedoch bei weitem nicht in gleichem Maße erhöht worden, berichtete sie. Eine große Herausforderung stellten außerdem die Gebäudesanierungen und Neubauten der Uni dar: Hier stünden nicht die erforderlichen rund 800 Millionen Euro zur Verfügung, sondern lediglich etwa 497 Millionen. Daher hätten Baumaßnahmen für Einrichtungen, die nicht unmittelbar der Lehre und Forschung dienen, kaum eine Chance aus dem Haushalt finanziert zu werden.

Zum festlichen Abschluss kamen die Zuhörer in den Genuss eines Konzertes des „Unichor Marburg“ mit klassischen Werken. >> Ramona Gresch, et



Universität Freiburg

Der Karrierestart
in der OVAG-Gruppe

Wir sorgen für attraktive Perspektiven. Nicht nur für unsere Kunden.

Uns liegt viel daran, jungen Menschen durch zahlreiche Ausbildungs- und Praktikumsplätze handfeste berufliche Chancen zu ermöglichen. Besonders ideenreiche Köpfe haben durch ein duales Studium oder während der Umsetzung einer Diplomarbeit bei uns exzellente Perspektiven für einen erfolgreichen Berufseinstieg. **Unser Versprechen: Beste Vorbereitung auf Ihre Zukunft.**

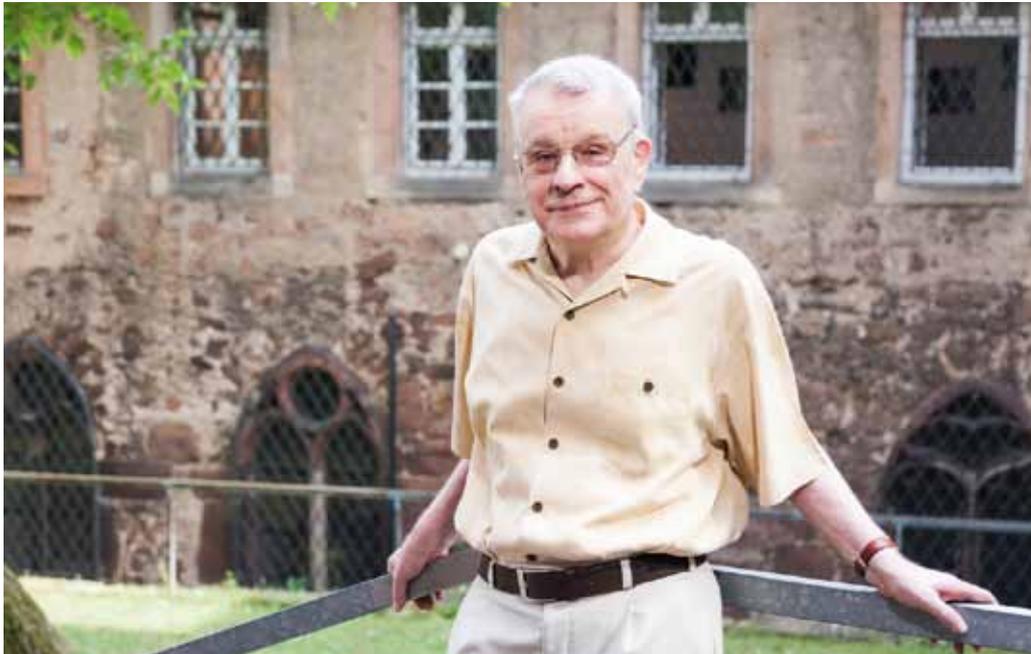
Wir für Oberhessen.
www.ovag-gruppe.de/karriere

ovag Energie

Ein Unternehmen der OVAG-Gruppe.

Ein Meister der intuitiven Wahrnehmung

Dem Ethnologen Mark Münzel zum 70. Geburtstag



Christian Stein

Mark Münzel, der am 29. März 2013 seinen 70. Geburtstag feierte, gehört zu den herausragendsten und bedeutendsten Ethnologen in der deutschen Fachgeschichte. Zwei wichtige institutionelle Stationen kennzeichnen seine akademische Laufbahn besonders: Von 1973

bis 1989 war er Kustos der Amerika-Sammlungen im Museum für Völkerkunde in Frankfurt am Main und von 1989 bis 2008 Professor für Völkerkunde an der Philipps-Universität.

Seine Publikationen gehörten schon in den 1980er Jahren zu den Klassikern und zur

Pflichtlektüre für Ethnologie-Studenten, die sich auf Südamerika spezialisieren wollten. In seiner Lehre und Forschung in Marburg legte er auf einen erweiterten theoretischen Rahmen größten Wert. Viele Innovationen und Denkanstöße in Teilbereichen des Faches wie

zum Beispiel der Kunstethnologie, der Theaterethnologie, der Museumsethnologie oder der Religionsethnologie sind den Forschungsprojekten Mark Münzels zu verdanken. Vielfältigkeit ist eine seiner besonderen Stärken, sie gelangte in Marburg zu ihrer vollen Blüte. Eine große Schülerzahl mit ganz unterschiedlicher Schwerpunktsetzung zeugt von seiner Leistung.

Mark Münzel ist aber nicht nur ein hervorragender Kenner und Entwickler ethnologischer Theorien, sondern er besitzt auch eine ausgeprägte Fähigkeit, Menschen zu verstehen und zeigt Einfühlungsvermögen in ihr Denken und Handeln. Im Umgang mit Menschen und ihrer Kultur ist er ein Meister der intuitiven Wahrnehmung und Interpretation. Mit seiner Hingabe für das Fach, seiner Toleranz für Andersdenkende und seinem Gespür für die Menschen ist er das beste Vorbild für Ethnologen!

>> Bernd Schmelz
Völkerkundemuseum Hamburg



Jeremy Feinler

Über die Grenzen

Den bisher größten Erfolg eines Marburger Teams bei einem fiktiven Gerichtsverfahren, einem so genannten Moot Court, errangen drei Marburger Studierende der Rechtswissenschaften: Leonard Wolckenhaar, Irina Mertke und Johannes Rennicke (von rechts) erhielten beim „Vis Moot Court“ in Wien eine Anerkennung in den Kategorien bester Schriftsatz für den Schiedsbeklagten, bester Sprecher (Leonard Wolckenhaar) und bestes Team in den mündlichen Verhandlungen. Der „Vis Moot Court“ zählt weltweit zu den renommiertesten Wettbewerben im Bereich Zivilrecht. Er simuliert die Arbeit von Anwälten in einem englischsprachigen Schiedsverfahren, wie es typischerweise bei grenzüberschreitenden Wirtschaftsstreitigkeiten angerufen wird. In diesem Jahr haben 290 Teams aus 67 Ländern teilgenommen. Betreut wurden die Marburger Studierenden von den Coaches Masud Ulfat und Maren Wibke Weigl (1. und 2. von links).

Mit hinreißendem Engagement

Der Altphilologe Arbogast Schmitt feierte seinen 70. Geburtstag.

Wenn ein Professor seiner Universität im Schatten der Großstädte über Jahrzehnte die Treue gehalten und wenig Aufhebens gemacht hat um viele prominente Rufe, die ihn erreichten; wenn Ehrungen und Zeichen nationaler Anerkennung wie internationaler Bewunderung auf der Tagesordnung stehen; und wenn sich dieser Professor um institutionelle Altersgrenzen nicht schert, weil ihm die Arbeit Leidenschaft und Freude ist, dann kann Weltgeltung selbstverständlich aussehen und ein großer Geburtstag im Alltag verstreichen. Arbogast Schmitt, Professor Emeritus für Gräzistik an der Universität Marburg, hat am 24. April diesen Jahres den siebzigsten Geburtstag gefeiert und setzt, für Kollegen und Studenten inspirierend, ein Lebenswerk von singulärer Bedeutung fort.

Kein Altertumswissenschaftler unserer Zeit hat wirkungsvoller als Schmitt seine differenzierte Kenntnis der antiken Philosophie und Literatur mit der Überzeugung verbunden, dass

die in ihren Texten bewahrte Praxis-Erfahrung zentrale Probleme der Gegenwart entscheidend zu erhellen vermag. Deshalb schärfte er in vielfach übersetzten Editionen, Kommentaren und Auslegungen der großen klassischen Autoren nicht allein unser Verständnis von den Traditionslinien, welche Antike und Neuzeit, aber auch Okzident und Orient verbinden. Mit wachsender Komplexität und zugleich immer plausibler macht er gerade in den jüngeren Phasen seines Werks deutlich, welche bedeutungsvollen Antwort-Impulse für Herausforderungen der kulturellen und politischen Zukunft besonders in der von Aristoteles entfalteten Modalität einer verkörperten Vernunft liegen. Angesichts dieses von Arbogast Schmitt mit oft hinreißendem Engagement, aber auch persönlicher Eleganz vertretenen Programms haben sich pädagogische und institutionelle Erfolge wie beiläufig eingestellt.

>> Hans Ulrich Gumbrecht
Stanford University



Christian Stein

Grüne Schule

„Es war voll cool“ und „Ich will wiederkommen!“ sind nur zwei Aussagen von Kindern, die kurz vor Ostern an der Ferienbetreuung im Botanischen Garten teilgenommen haben. Auf den Fährten von Indianern wandeln, Bäume aus aller Welt kennenlernen oder Pflanzen der Dinozeit erforschen – all dies bot die Grüne Schule auf den Lahnbergen in Zusammenarbeit mit dem Familienservice der Philipps-Universität. An vier Tagen konnten 38 Kinder von 6 bis 12 Jahren ganztägige „Naturforscherexpeditionen im Botanischen Garten“ erleben. Unter Anleitung von Kerstin Demuth, der Leiterin der Grünen Schule, sowie Biologiestudierenden lernten die Kinder bei Rallyes im Freiland und in den Gewächshäusern den Botanischen Garten näher kennen.

Informationen zur Grünen Schule finden Sie auf der Website des Botanischen Gartens: www.uni-marburg.de/botgart/gruene_schule.

Kerstin Demuth



Auf den Weg gebracht

Das hessenweite Mentoringprogramm „Sci-Mento“ fördert Naturwissenschaftlerinnen

Katja Fiehler hat es geschafft: Im Anschluss an ihre Habilitation an der Philipps-Universität hat die Psychologin im Oktober 2011 eine Heisenberg-Proessur mit dem Forschungsschwerpunkt „Sensomotorik und Kognition“ an der Universität Gießen angetreten. Während ihrer Habilitation nahm die Wissenschaftlerin am hessenweiten Mentoringprogramm „Sci-Mento“ teil, dessen Ziel es ist, Frauen in den Naturwissenschaften zu fördern. Das Workshop-Angebot von „Sci-Mento“

sei für sie äußerst hilfreich gewesen, sagt Fiehler: „Projektmanagement, wissenschaftliches Schreiben oder Führung von Mitarbeitern sind alles Themen, die zentral für meine jetzige Tätigkeit als Professorin sind.“

Ende April feierte „Sci-Mento“ sein fünfjähriges Bestehen – Grund genug, Bilanz zu ziehen. Dass das Programm erfolgreich war, belegen die Zahlen: 300 Doktorandinnen und weibliche Postdocs haben seit 2008 an den fünf hessischen Universitäten das Programm durchlaufen. Viele von ihnen sind auf dem Weg zu einer wissenschaftlichen Karriere, und drei von ihnen haben bereits eine Professur erlangt: neben Katja Fiehler auch die Biowissenschaftlerin Andrea Möller und die Biologin Ritva Tikkanen.

„Sci-Mento“ will Frauen vor allem in der Promotionsphase ermutigen, ihren beruflichen Weg an Hochschulen und in der Forschung zu finden. Denn noch immer verlassen überproportional viele hochbegabte, erstklassig ausgebildete Frauen

nach der Promotion die Wissenschaft und gehen ihr dadurch verloren. „Junge Frauen können sich oft nicht vorstellen, auf welche Schwierigkeiten sie im Wissenschaftsbetrieb stoßen“, erläutert Anna Starzinski-Powitz.

„Sie sind weniger gut vernetzt und finden in einer männlich dominierten Umgebung selten Rollenbilder, an denen sie sich orientieren können.“

Erfolg in der Gruppe

Auf den Erfahrungen ihrer eigenen Karriere aufbauend, hat die Biologieprofessorin „Sci-Mento“ 2005 als Pilotprojekt an der Universität Frankfurt ins Leben gerufen. Die Evaluierung des Projekts zeigte, dass es den Blick der Teilnehmerinnen auf eine wissenschaftliche Karriere positiv stärkt. Deshalb unterstützte das hessische Wissenschaftsministerium die landesweite Ausdehnung. Inzwischen hat sich Sci-Mento zum größten universitären Mentoringprogramm Europas entwickelt.

Der Erfolg von „Sci-Mento“ beruht auch darauf, dass es die herkömmlichen Tandembezie-

hungen im Mentoring durch ein Gruppen-Mentoring abgelöst hat. Vier oder fünf Mentees bilden mit einer Mentorin oder einem Mentor zwei Jahre lang ein Karriereteam, in dem sie nicht nur von der Beratung, sondern auch von den Erfahrungen der anderen Mentees profitieren. „Den Austausch innerhalb der Gruppe habe ich als äußerst unterstützend und motivierend erlebt“, sagt Fiehler. „Ich habe heute noch regelmäßigen Kontakt mit der Mentee-Gruppe.“

„Aus meiner inzwischen dreijährigen Erfahrung als Mentorin weiß ich, dass das Programm beiden Seiten enorm viel bringt“, bilanziert Stefanie Dehnen, Chemieprofessorin in Marburg. „Mich selbst haben die Treffen immer wieder in meine eigene akademische Laufbahn zurückversetzt, ich habe Etliches erstmals oder neu reflektiert und dabei zu Ratschlägen gefunden, die mir zuvor nicht bewusst waren.“

>> Gitta Victoria Brüscke, et

Bewerbungen für das nächste Programm werden unter www.scimento.de angenommen.



privat
Katja Fiehler



Reinhold Eckstein

Deutsch mit deutschen Untertiteln

Uneinheitlichkeit, Variation und Wandel kennzeichnen Sprache. Wie kann sprachliche Kommunikation trotzdem gelingen? Fragen wie diese beschäftigen Roland Kehrein, der seit Kurzem in Marburg Germanistische Sprachwissenschaft lehrt. Der Linguist hat seit dem Sommersemester 2013 eine „Akademie-Forschungsprofessur“ an der Philipps-Universität inne, die in Kooperation mit der Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz eingerichtet wurde. Gleichzeitig mit der Professur wurde er auch in die Projektleitung von REDE (regionalsprache.de) aufgenommen.

Kehrein studierte Deutsche Philologie, Vergleichende Sprachwissenschaft und Filmwissenschaft in Mainz – zunächst mit dem Ziel Journalismus. „Aber ich habe noch im Grundstudium meine Leidenschaft für die Vielschichtigkeit der deutschen

Sprache und das Funktionieren von sprachlicher Kommunikation entdeckt“, erzählt der ehemalige Leistungsschwimmer. „Von da an war klar: Ich will mich vor allem wissenschaftlich mit Sprache beschäftigen.“

Nach der Promotion in Greifswald trat der Linguist eine Stelle am Forschungszentrum Deutscher Sprachatlas in Marburg an und habilitierte sich 2011 mit einer Arbeit über „Regionalsprachliche Spektren im Raum“. Mit dieser Untersuchung hat er Pionierarbeit geleistet: Erstmals wurden direkt vergleichbare Sprachdaten aus verschiedenen Regionen des Sprachgebiets mit Methoden der modernen Linguistik ausgewertet.

Seine Antrittsvorlesung überschrieb Kehrein mit dem sprechenden Titel „Deutsch mit deutschen Untertiteln“. Es ging um Regionalsprachen.

>> Ellen Thun

Gut angekommen! Neu in Marburg

Elisabeth Schulte: Ökonomie

Gunnar Otte: Soziologie

Andreas Mahnken: Medizin

Hauke Brettel: Recht



Wer die Wahl hat... geht oft genug fehl. Wie aber sehen optimale Entscheidungsprozesse aus? Kommt die Entscheidungsfindung in der Wirtschaft diesem Ideal nahe? „Das ist insbesondere dann eine spannende Frage, wenn es Interessenkonflikte zwischen den Beteiligten gibt“, sagt Elisabeth Schulte; die gebürtige Niedersächsin lehrt seit dem vergangenen Wintersemester Volkswirtschaftslehre an der Philipps-Universität.

„Ich erforsche, wie Entscheidungsprozesse relevante Information generieren und nutzen“, erläutert die Mittdreißigerin. Schulte studierte Betriebswirtschaftslehre an der Uni Osnabrück und erlangte in Mannheim ihren Dokortitel. Nach beruflichen Stationen in Toulouse, Mannheim und Frankfurt folgte sie im vergangenen Jahr einem Ruf nach Marburg.

Die Mutter eines vierjährigen Sohnes forscht am Schnittpunkt von Wirtschaftswissenschaft und Psychologie. „Die Fähigkeit, relevante Information zu beschaffen, auszuwerten und weiterzugeben, ist oftmals beschränkt“, konstatiert sie. Umso wichtiger sei es, dezentrale Information nutzbar zu machen – aber: Interessenkonflikte erschweren oft eine effektive Kommunikation. „Es ist daher wichtig zu verstehen, welche institutionellen Rahmenbedingungen den Informationsfluss fördern können.“

>> Johannes Scholten

Was unterscheidet den durchschnittlichen Clubbesucher vom ausgehfreudigen Sozialwissenschaftler? Während der eine nur abhängt, betreibt der andere wissenschaftliche Studien.

Bei Gunnar Otte, der in Marburg Methoden der empirischen Sozialforschung lehrt, mündeten die Clubabende in einer Habilitationsschrift zur Organisation des städtischen Nachtlebens im Kontext von Angebot und Nachfrage. „Generell lernt man als Soziologe viel im Alltag“, sagt Otte. So habe ihn jeder Umzug mit der Frage konfrontiert, inwieweit Standortmerkmale städtischer Quartiere mit sozialen Ungleichheiten korrespondieren.

Und umgezogen ist er oft: Der gebürtige Niedersachse studierte Sozialwissenschaften in Hannover, Bloomington (USA) und Mannheim. Im Anschluss an die Promotion in Mannheim arbeitete er in Leipzig und habilitierte sich an der FU Berlin. Nach weiteren Stationen in Zürich, Berlin und Konstanz folgte er 2011 dem Ruf nach Marburg.

Seinem Forschungsgebiet nähert sich der passionierte Hobby-Koch von drei Seiten: Er untersucht, wie Hoch- und Populärkunst produziert und rezipiert wird, wie Werte und Lebensstile sozialstrukturell verankert sind, und – in einer transnationalen Perspektive – wie kulturelle Bezüge soziales Handeln prägen.

>> Ellen Thun

Medizin, Radiologie, Betriebswirtschaft, Ökonomie: Bei dem Mann kommt keine Langeweile auf. All das und noch mehr hat Andreas Mahnken studiert, ehe er im Herbst 2012 an die Philipps-Universität kam, wo er Strahlendiagnostik lehrt. „Ich wollte etwas Abwechslungsreiches tun“, erklärt er seine Entscheidung für die Medizin, „das hat sich erfüllt.“

Der gebürtige Dortmunder studierte Medizin in Würzburg, Graz und Bonn, außerdem Volkswirtschaft und Gesundheitsmanagement an verschiedenen Hochschulen. Als ob das nicht genug wäre, erlangte er neben Promotion und Habilitation auch noch akademische Abschlüsse in „Medical Education“ und Betriebswirtschaft.

Als Arbeitsschwerpunkte nennt der Wissenschaftler „die Entwicklung und Erprobung von Instrumenten für die bildgesteuerte Therapie von Tumor- und Gefäßerkrankungen“; außerdem entwickelt er Bildungsmethoden, um Behandlungen effektiver durchzuführen und zu überwachen. „Wir verbessern die Behandlung, indem wir Bildgebung und mikrotherapeutische Instrumente kombinieren“, sagt der vielfach ausgezeichnete Mediziner.

Bei der Bildgebung wäre Mahnken wohl geblieben, selbst wenn er nicht studiert hätte: „Dann wäre ich jetzt eben Landschaftsfotograf.“

>> Johannes Scholten

Man wähnt sich in einem Roman von Dostojewski, wenn Hauke Brettel sein Forschungsgebiet umreißt: „Verbrechen und Krankheiten.“ Der neu berufene Professor für Strafrecht, Kriminologie und Medizinrecht arbeitet im Grenzbereich zwischen Medizin und Recht und weiß um die Faszination seiner Themen, die „leider jeden betreffen und zugleich – etwa beim abendlichen Fernsehprogramm – viele in ihren Bann ziehen“.

Schon während des Medizinstudiums in Frankfurt arbeitete Brettel in der Psychiatrie. Dort erwachte sein Interesse für juristische Themen: Im Anschluss an die medizinische Promotion studierte er Rechtswissenschaft in Mainz. Brettel ist überzeugt: „Wenn es darum geht, Straftaten zu bekämpfen, bedarf es der tiefen Kenntnis von Ursachen.“ Während juristischer Promotion und Habilitation arbeitete er am Institut für Strafrecht und Kriminologie der Uni Mainz, war aber auch als Rechtsanwalt und Richter tätig. Im Mai 2012 folgte er einem Ruf an die Philipps-Universität.

Er wolle mit seiner Arbeit dazu beitragen, die Verbrechenkontrolle und den rechtlichen Umgang mit Krankheit zu verbessern, sagt Brettel. Und so interessieren ihn beispielsweise die rechtlichen Maßgaben der Sterbehilfe ebenso, wie die Möglichkeit, Straftaten vorherzusagen und zu verhindern.

>> Ellen Thun

Interesse am Universitätsbund?

Profitieren Sie von den Vorzügen einer Mitgliedschaft im Förderverein der Philipps-Universität!

Der Marburger Universitätsbund ist die Vereinigung der Freunde und Förderer der Philipps-Universität. Seine Mitglieder fördern die Philipps-Universität auf vielfache Weise. Wir laden Sie herzlich ein, diesem Kreis beizutreten, um über Fachgrenzen und Studienzeit hinaus an Leben, Arbeit und Entwicklung Ihrer Universität teilzunehmen. Der Universitätsbund unterstützt die Universität und ihre Mitglieder bei vielen wissenschaftlichen, gesellschaftlichen und sozialen Aufgaben, für die öffentliche Mittel nicht ausreichen. So stiftete er Einrichtungen wie das Musizierhaus im Alten Botanischen Garten und errichtete das Universitätsmuseum. Ferner beteiligt er sich an der jährlichen Auszeichnung hervorragender Dissertationen und ist Mitherausgeber des Uni-Journals. Als Mitglied erhalten Sie regelmäßig das Marburger UniJournal, das über die Philipps-Universität und ihre Forschung berichtet. Den Vereinsmitgliedern steht auch das Sport- und Studienheim des Universitätsbundes in Hirschegg im Kleinwalsertal zu Vorzugsbedingungen zur Verfügung. Auf der jährlichen, von einer feierlichen Abendveranstaltung begleiteten Mitgliederversammlung erhalten Sie zudem exklusive Einblicke hinter die Kulissen des Universitätsbetriebs.



Viktoria Hinz

Der Universitätsbund ist ein eingetragener Verein mit Sitz in Marburg. Dem Vorstand gehören an: Professor Dr. Dr. Uwe Bicker (Vorsitzender), Professorin Dr. Katharina Krause (Stellvertretende Vorsitzende), Dr. Martin Viessmann (Schatzmeister), Professor Dr. Norbert Hampp (Schriftführer) sowie Ullrich Eitel und Professor Dr. Frank Bremmer. Der Verein sammelt und verwaltet Geldmittel aus Mitgliedsbeiträgen, Spenden, Stiftungen und Vermächtnissen. Er ist als gemeinnützig anerkannt. Beiträge und Spenden können als Sonderausgaben geltend gemacht werden.

Bei Kleinspendenregelung genügt künftig der Kontoaus-

zug, wenn der Einzelbetrag nicht höher als 200 Euro ist. Als steuerlicher Nachweis für Spenden und Mitgliedsbeiträge genügt der Kontoauszug bzw. der PC-Ausdruck beim Onlinebanking. Bankverbindung: Commerzbank AG, Kontonummer 3924040, BLZ 533 400 24, sowie Postgirokonto Frankfurt am Main, Kontonummer 822 60 604, BLZ 500 100 60).

Geschäftsstelle:

Marburger Universitätsbund
Bahnhofstr. 7, 35037 Marburg
Ansprechpartnerin:
Rosemarie Pawlazik
(06421) 28 24090/25750
unibund@staff.uni-marburg.de
www.uni-marburg.de/uni-bund

„Ich habe massige Bisons gesehen, deren gewaltiges, tiefes Brummen mich zusammenzucken ließ“, schreibt Viktoria Hinz in ihrem Reisebericht über ihren Studienaufenthalt in Kanada. Die Biologiestudentin verbrachte ein Semester an der University of Saskatchewan – unterstützt durch ein Stipendium des Marburger Universitätsbundes. Während dieser Zeit lernte sie nicht nur die kanadische Steppe und das Campusleben kennen, sondern schloss auch viele Freundschaften mit kanadischen Kommilitonen.

Veranstaltungen

Der Universitätsbund organisiert ein reichhaltiges Vortragsprogramm, das hier auszugsweise angekündigt wird. Weitere Informationen unter www.uni-marburg.de/uni-bund/veranstaltung/termine

23 Jahre deutscher Einigungsprozess und keine Einheit in Sicht.

Dr. Johannes M. Becker, Zentrum für Konfliktforschung
4. Oktober 2013
18.30 Uhr
VHS Marburg

Der Nahostkonflikt im Licht der alttestamentlichen Landverheißungen

Prof. Dr. Gerhard Gerstenberger
8. November 2013
18.30 Uhr
VHS Marburg

Niemand fiel im Mittelalter von der Erdscheibe!?

Prof. Dr. Jürgen Wolf
28. November 2013
19.30 Uhr
Stadthalle Melsungen

Beitrittserklärung

Ich erkläre meinen Beitritt zum Marburger Universitätsbund e.V. als
Studentisches Mitglied (Jahresbeitrag mindestens 5 €)
Vollmitglied (Jahresbeitrag mindestens 25 €)
Förderer und Firmen (Jahresbeitrag mindestens 100 €)

Name: _____ Geburtsdatum: _____

Straße: _____ Beruf: _____

Wohnort: _____ E-Mail: _____

Ich beabsichtige, einen Jahresbeitrag von € _____ zu zahlen.

Ort, Datum: _____ Unterschrift _____

Personalia

Preise und Ehrungen

Der Marburger Biologe **Professor Dr. Roland Lill** ist in die Europäische Organisation für Molekularbiologie (EMBO) aufgenommen worden. Lill zählt der Zeitschrift „Laborjournal“ zufolge zu den dreißig meistzitierten deutschen Zellbiologen.

Professorin Dr. Sigrid Hofer vom Kunstgeschichtlichen Institut der Philipps-Universität hat eine Fulbright-Ehrenprofessur an der University of California in Santa Barbara erhalten. Die Professur wird einmal pro Jahr vergeben.

Für seine Verdienste um die psychotherapeutische Versorgung von Kindern und Jugendlichen ist der Marburger Psychologe **Professor Dr. Fritz Matzejat** mit dem Diotima-Preis der Deutschen Bundespsychotherapeutenkammer ausgezeichnet worden.

Der Marburger Erziehungswissenschaftler und Generalsekretär der „European University Foundation – Campus Europae“ in Luxemburg **Professor Dr. Christoph Ehmman** hat den Verdienstorden des Großherzogtums Luxemburg erhalten.

Der Personalrat der Philipps-Universität hat eine neue Vorsitzende: **Marianne Tittel** hat die Nachfolge von Dr. Renate Grebing angetreten, die das Amt von 2008 bis zu ihrer Pensionierung bekleidet hat. Die gelernte Gärtnerin Tittel gehört dem Personalrat bereits seit dem Jahr 1988 an.

25-jährige Dienstjubiläen

Thomas Damm (Fachbereich Medizin/ Klinik für Innere Medizin)

Dr. Marianne Eisenburger (Fachbereich Erziehungswissenschaften/ Institut für Motologie)
Christa Jüngst (Mineralogisches Museum)

Renate Marschall (Fachbereich

Medizin/ Institut für Transfusionsmedizin)
Heinz Mölleken (Elektroniklabor)
Michael Peil (Dezernat IV/ Fuhrpark)

Bernhard Watzer (Fachbereich Medizin/ Klinik für Kinderheilkunde)

Carmen Wetterau (Hochschulrechenzentrum)
Professorin Dr. Monika Hassel (Fachbereich Biologie)
Professor Dr. Uwe Maier (Fachbereich Biologie)

40-jährige Dienstjubiläen

Heidemarie Holland-Pinter (Zentrum für Lehrerbildung)
Margot Kunath (Bildarchiv Foto Marburg)

Angenommene Berufungen

Thomas Clauß
Betriebswirtschaftslehre
Dr. Martin Schröder
Soziologie der Arbeit und Wirtschaft
Dr. Hanna Christiansen
Klinische Kinder- und Jugendpsychologie
Juniorprofessor Dr. Pablo Ramacher
Globale Analysis
Dr. Thorsten Thomälen
Praktische Informatik

Dr. Peter Chiffliard
Physische Geographie
Juniorprofessor Dr. Marc Schneider
Pharmazeutische Technologie und Biopharmazie

Verstorben

Der Ethnologe **Professor Dr. Hans-Friedrich Foltin** ist am 19. März 2013 im Alter von 76 Jahren verstorben. Von 1972 bis zu seiner Pensionierung im Jahr 2000 hatte er eine Professur am Institut für Europäische Ethnologie/ Kulturwissenschaft inne und war in dieser Zeit aktiv am Aufbau der Marburger Medienwissenschaften beteiligt. Darüber hinaus hat er sich in universitären Gremien und als Dekan des Fachbereichs Gesellschaftswissenschaften und Philosophie engagiert.

Am 30. März 2013 ist **Professor Dr. Rudolf Freudenberg** im Alter von 83 Jahren verstorben. Der Philologe war von 1971 bis 1994 Hochschullehrer am Institut für Germanistische Sprachwissenschaft des Fachbereichs Allgemeine und Germanistische Linguistik und Philologie. „Besonders seine bahnbrechenden Studien zur Narrativik haben die linguistische Diskussion weit vorangebracht“, heißt es im Nachruf des Fachbereichs.

Der Historiker **Professor Dr. Hans K. Schulze** ist am 10. Juni 2013 im Alter von 80 Jahren verstorben. Er war von 1971 an als Professor für Mittelalterliche Geschichte an der Philipps-Universität tätig und blieb auch nach seiner Pensionierung 1998 bis in jüngste Zeit als akademischer Lehrer aktiv. Von 1998 bis 2001 war Schulze Vorsitzender der Historischen Kommission für Sachsen-Anhalt.

Am 6. Juni 2013 ist der Chemiker **Professor Dr. Paul Patzelt** im Alter von 80 Jahren verstorben. Der 1932 in Schlesien geborene Wissenschaftler war von 1972 bis zu seiner Pensionierung 1997 Professor für Kernchemie an der Philipps-Universität. Außerdem engagierte er sich während vier Amtszeiten als Dekan des Fachbereichs Physikalische Chemie.

Der Ethnologe **Professor Dr. Horst Nachtigall** ist am 18. Juni 2013 im Alter von 89 Jahren verstorben. Er hatte von 1963 an eine Professur am Marburger Institut für Völkerkunde inne, das er von 1968 bis zu seiner Pensionierung 1988 auch leitete. Unter seiner Ägide wurde die Völkerkundliche Sammlung zum Völkerkundlichen Seminar erweitert und im Kugelhaus untergebracht.



Personalrat Bernd Tautermann (links) und Uni-Kanzler Dr. Friedhelm Nonne (rechts) gratulierten Bernhard Watzer, Margot Kunath, Carmen Wetterau, Michael Peil und Thomas Damm zum Dienstjubiläum (von links)

Der Sommer hatte so hoffnungsvoll begonnen

Ein abgesagter Universitätsferienkurs – Das biografische Rätsel rund um die Philipps-Universität

Der künftige Herausgeber eines europäischen Literaturjournals verließ die Stadt an der Lahn unter bedrückenden Umständen und in der Schuld seiner Gastgeber. Die Reise führte über Frankfurt am Main, Köln und Rotterdam nach England. Wegen Bombensuche brauchte es fünf Stunden bis Frankfurt, fünf Tage bis auf die Insel.

Im Zug fuhren Reservisten mit; das in seinem Land „Great War“ genannte Ereignis hatte Fahrt aufgenommen. „Ich werde nie das Gesicht einer Frau vergessen, wie sie versucht hat, zum Abschied zu winken. Sein Gesicht konnte ich nicht sehen; er saß im Nachbarabteil. Ich bin sicher, sie hatte keine Hoffnung, ihn je wiederzusehen“, schrieb er in einem Brief an die Mutter.

Der Sommer hatte so hoffnungsvoll begonnen. Noch in der Heimat über die Marburger Ferienkurse informiert, bewarb er sich für den „August-Kursus“ und kündigte dem Sekretariat die Anreise für Mitte Juli an. In Marburg bezog er Quartier in



Wikimedia Commons

einem Pfarrhaus und erbat sich aus London ein vergessenes Gepäckstück mit einem blauen Anzug (um sonntags ‚herrlich‘ auszusehen). Die Stadt war ihm ein „bemerkenswert zivilisierter Ort für seine Größe“, mit einer Hauptgeschäftsstraße, die einem „sehr breiten Bürgersteig“ glich.

Die Menschen erlebte er als zuvorkommend. Eindruck machten die farbenprächtigen Umzö-

Religiöse Themen spielten eine nicht unwesentliche Rolle im Werk des Gesuchten.

ge der Studentenverbindungen. Seine Unterkunft war behaglich mit schöner Aussicht auf die Lahnebene, die Kirche zum Besuch des Gottesdienstes direkt vor der Haustür. Das deutsche Essen, oft und reichlich genossen, sagte ihm zu.

Mit dem Pastor diskutierte er abends die Balkanfrage, tagsüber ging er schwimmen und machte Waldspaziergänge, schrieb Briefe, las Edmund Husserls „Logische Untersuchungen“, polierte sein Griechisch auf. Ein Besuch beim Leiter der Ferienkurse, einem bärtigen Professor, Philosoph wie er, verlief enttäuschend. Von der Kriegsgefahr war vor Ort kaum etwas zu spüren.

Wenig später jedoch brach das Unheil herein; der Ferienkurs wurde abgesagt, Gebühren zurückgezahlt. Die Teilnehmer wurden gewarnt, sich in fremden Sprachen zu unterhalten;

jene aus konfliktbeteiligten Nationen im Armenhaus in der Mainzer Gasse interniert. „Neutralen“ Ausländern wurde nach der 14tägigen deutschen Mobilmachung die Ausreise gestattet.

„Nicht, daß die Menschen nicht sehr freundlich zu mir gewesen wären“, zieht er im Frühjahr darauf ein kurzes Fazit über seinen Aufenthalt, „die Deutschen besitzen jene Gastfreundlichkeit und Herzlichkeit, welche die weniger zivilisierten Völker charakterisieren. Und nicht, daß ich wünsche, daß die Deutschen vernichtet würden – doch Frankreich ist zu wichtig, und eine Niederlage würde den Franzosen so viel Leid bereiten!“

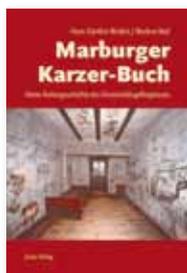
Über all die Bitterkeit hat er dennoch nicht vergessen, nach dem Krieg und mit großer Dankbarkeit seine offene Pensionsrechnung bei der Pfarrersfrau zu begleichen – inflationsbedingt damals 2.400 Mark; der Pfarrer selbst hatte die Nachkriegsnote nicht überlebt.

>> Norbert Nail

Preisrätsel: Mitmachen und gewinnen

Wissen Sie, um wen es sich handelt? Dann schicken Sie eine Postkarte mit Ihrem Namen und dem Stichwort „Rätsel“ an die Philipps-Universität, Redaktion Unijournal, Biegenstr. 10, 35032 Marburg oder senden eine E-Mail an unijournal@uni-marburg.de.

Unter den richtigen Einsendungen verlosen wir das „Marburger Karzer-Buch“ von Hans Günther Bickert und unserem Rätsel-Autor Norbert Nail. Einsendeschluss: 15. September 2013.



Er war's – Auflösung des Rätsels im Unijournal Frühling 2013

Gefragt war nach dem Universitäts-Zeichenlehrer Johann Otto Ludwig Christian Hach (*1799 in Hanau, +1873 in Marburg), der 1830 sein Amt antrat und 1831 an der Philippina promoviert wurde. Sein Unterricht und seine künstlerischen Leistungen waren in Marburg allgemein anerkannt; sein zeichnerisches und photographisches Œuvre schmückt die ältere Regional-Literatur. Zwischen 1840 und 1848 war Hach in den Hochverratsprozeß um den liberalen Juristen und Deputierten Sylvester Jordan verwickelt, was den Universitätssenat aber nicht davon abhielt, die zeitweilig frei



Bildarchiv Foto Marburg

gewordene Zeichenlehrerstelle für die Wiedereinstellung Hachs vorzubehalten – eine Wertschätzung des Malers? Gewusst hat es – neben vielen anderen – Henning Bahlow aus Lahntal. Wir gratulieren!

Impressum

Unijournal Sommer 2013

Herausgeber: Die Präsidentin der Philipps-Universität Marburg gemeinsam mit dem Vorstand des Marburger Universitätsbundes

Redaktion: Philipps-Universität Marburg, Biegenstraße 10, 35032 Marburg; Johannes Scholten (js) verantwortlich, Ellen Thun (et); Ständige Mitarbeiter: Dr. Susanne Igler (sil), Dr. Gabriele Neumann (gn), Andrea Hahn (ah)

Die in den Beiträgen geäußerten Meinungen spiegeln nicht unbedingt die Ansicht der Redaktion wider.

Tel./Fax: 06421 28-25866 / -28903

E-Mail: unijournal@uni-marburg.de

Fotos: Titel: Archiv

Grafik: M.MEDIA, m-media@arcor.de

Druck: Silber Druck oHG, info@silberdruck.de

Anzeigen: Anzeigenverwaltung Waltraud Greilich, greilich@avc-anzeigenverwaltung.de

Versand: Lahnwerkstätten Marburg

Auflage: 8.000

Abonnements: Abonnements können bei der Redaktion bestellt werden. Universitätsangehörige können über die Redaktion ein kostenfreies Abonnement über die Hauspost beziehen. Der Bezug des Unijournals ist im Mitgliedsbeitrag für den Marburger Universitätsbund enthalten.

Erscheinungsweise: Das Marburger Unijournal erscheint dreimal jährlich.

ISSN 1616-1807

Bitte beachten Sie die Beilage des Verlags „Welt und Umwelt der Bibel“.

Wenn Sie sich eine Karriere aufbauen wollen, nehmen Sie die erste Adresse.



Ein Beruf, der Sie fordert. Mit Verantwortung, Anerkennung, weitreichender Unterstützung und entsprechendem Einkommen. Gestalten Sie als selbstständiger Vermögensberater die finanzielle Zukunft Ihrer Kunden:

Starten Sie bei der Deutschen Vermögensberatung und nutzen Sie unser bewährtes Konzept für Ihren persönlichen Erfolg!



Deutsche
Vermögensberatung
Vermögensaufbau für jeden!

Informieren Sie sich kostenlos unter: **0800 3824000** oder finden Sie Ihren persönlichen Vermögensberater und planen Sie Ihre Karriere mit ihm unter: **www.dvag.de**

Jetzt
4 Wochen
kostenlos
testen:
nzz.ch/digital

NZZ-Leser brauchen kein Papier.

Natürlich möchten Sie nicht auf Ihre Zeitung verzichten.

Damit Sie die «Neue Zürcher Zeitung» immer dabei haben, können Sie sie jetzt auch bequem auf Ihrem Smartphone, Tablet oder Laptop lesen.

Immer und überall. Testen und bestellen Sie hier das kostenlose Digital-Probeabo: nzz.ch/digital

Neue Zürcher Zeitung

ZEITUNG - SMARTPHONE - TABLET - WEB